

Echo der Arbeit

HÜTTENWERK OBERHAUSEN AKTIENGESELLSCHAFT



22/23

Verlagspostamt Oberhausen/Rheinland
Nur für Betriebsangehörige



UND DOCH IST KEIN FRIEDE...

Im letzten Drittel des Monats Dezember stehen in jedem Jahr zwei Dinge im Vordergrund. Erst Weihnachten, das Fest des Friedens und der Liebe, und einige Tage später der Jahreswechsel.

Zum Weihnachtsfest gehören die Worte Frieden, Nächstenliebe, Güte und Besinnung. Viel Schönes, Mahnendes, Hinweisendes wird dazu gesagt. In der ganzen Welt sprechen die Menschen von Frieden, dem Wort, das jeder verwirklicht sehen möchte und das Wunsch und Sehnsucht aller enthält. Und doch ist kein Friede. Der furchtbare Kreislauf von Rechtsbrüchen, Gewalttaten und Grausamkeiten, der seit Jahrzehnten die Welt in Angst und Sorge hält, konnte nicht gesprengt werden. Die blutigen Geschehnisse des zur Neige gehenden Jahres bedeuten für manchen von uns das Ende vieler Illusionen. In einer solchen Zeit sind wir alle auf die Probe gestellt. Als „Prüfungstermin“ für unsere menschliche Gesamtsituation erlebten wir plötzlich, daß alle künstlichen und falschen Sicherungen von uns abfallen und wir jäh erkennen müssen, was edt und falsch, wahr und unwahr in unserem eigenen Leben ist.

Überall ist Unterdrückung, Neid, Haß, Mißtrauen, Gewalt, überall ist Rastlosigkeit, Unruhe, Egoismus, Herrschaftsucht. Überall spricht man verschiedene Sprachen, keiner versteht den anderen oder will ihn verstehen. Klein ist der Kreis derer, die die Sprache des Mitmenschen nicht nur sprechen, sondern auch vorleben. Die Sprache des Zueinanderfindens, die Sprache der Geduld und des Verstehens, der Freundschaft und der Hilfe, die Sprache der Klugheit und des Wissens. Ganz einfach, die Sprache des Herzens, die die Sprache aller Menschen ist.

Doch das kann man nicht fordern, das kann man nicht zu einem Aufruf machen, solange der einzelne nicht selbst diese Sprache redet und vorlebt. Wenn wir vom Frieden reden und ihn fordern, müssen wir erst in unserem eigenen Bereich friedlich und verständnisvoll sein. Wenn wir von der Nächstenliebe sprechen, müssen wir erst Mitmenschen sein. Dann müssen wir die Menschen, die neben oder mit uns gehen mit ihren Schwächen, ihren Nöten, ihrer Hilflosigkeit, ihren Sorgen, sehen, verstehen und ihnen ein Helfender sein, als Mensch, als Verstehender, als Freund, als Mitarbeiter, als Kollegin oder Kollege.

Hier liegen die Wurzeln des Friedens und der Menschenliebe. Diese Wurzeln sind noch nicht in den Menschen abgestorben. In jedem einzelnen leben sie.

Es genügt nicht, daß wir nach dem Frieden verlangen, sondern wir müssen uns diesen Frieden verdienen.

Ein fernes Licht leuchtet uns. Aber dieses Licht kommt von innen, aus dem einzelnen. Wir müssen leben und arbeiten in der Verantwortung vor der Zukunft, mit dem Blick auf den Mitmenschen und der Erfüllung, das unsrige mit gutem Gewissen getan zu haben.

Wenn die Glocken in der Christnacht von den Türmen klingen und künden „Frieden auf Erden“, kann jeder zur Erfüllung dieses Wortes seinen großen Beitrag leisten, wenn er in seinem Lebensbezirk vorlebt und bewahrt, was er im großen verwirklicht sehen will.

S.



EIN JAHR GEHT ZUR NEIGE. NUR WENIGE TÄGE TRENNEN UNS VON EINEM NEUEN JAHR. VIELES
IST IN DEN LETZTEN ZWÖLF MONATEN GESCHAFFT WORDEN. FÜR IHR GEMEINSAMES BEMÜHEN
UM UNSER WERK DANKE N WIR ALLEN, GLEICH AN WELCHEM ARBEITSPLATZ SIE STANDEN. WIR
WÜNSCHEN ALLEN UNSEREN JETZIGEN UND FRÜHEREN MITARBEITERN UND IHREN FAMILIEN
SOWIE UNSEREN GESELLSCHAFTSFREUNDEN IM IN- UND AUSLAND VON HERZEN GLÜCK UND SEGEN
ZUM WEIHNACHTSFEST UND ZUM NEUEN JAHR.

DIE BETRIEBSVERTRETUNG:

Mayerl Rintoff

DER VORSTAND:

Franz Maria Krennwein

Die WEIHNACHT ruft zum FRIEDEN

Weihnachten 1956: Im heißen Atem einer von Angst und Haß zerrissenen Welt ruft uns für wenige Tage das große Fest der Christenheit zur Besinnung. Wieder läuten die Weihnachtsglocken, doch wieder fehlt ihnen der reine, jubelnde Klang, der an sich in der Weihnachtsbotschaft, die der Welt den Frieden verheißt, liegen sollte. Gedämpft klingen sie dieses Jahr, vielleicht gedämpfter noch als in den Jahren vorher. Und die Welt fragt sich, hier, in Asien, in Amerika, in allen Teilen der Erde, warum es uns nicht einmal beschieden sein sollte, das Weihnachtsfest so unbeschwert zu feiern, wie wir es als Kinder gewöhnt waren.

*

Hat die Weihnachtsbotschaft irgend etwas von ihrem Wert oder an ihrer Verheißung eingebüßt? Die Antwort hierauf kann nur Nein sein. Also können nur wir es sein, die Menschen, die sich geändert haben und nicht mehr verstehen, aus der Glaubensfülle dieser Botschaft etwas für ihr tägliches Erdenleben zu machen. Prüfen wir uns ehrlich, dann werden die meisten von uns zugeben müssen, daß diese Botschaft für uns innerlich nicht mehr das bedeutet, was sie unseren Vätern noch galt. Der Glaube an sie und damit der Glaube an ein übergeordnetes moralisches Gesetz ist weithin erschüttert. Gegebene Worte gelten nichts, und Verträge sind nicht mehr als ein Fetzen Papier, den man zerreißt, wann es einem beliebt. Und aus diesem moralischen Chaos erwächst dann, was zur Pest des 20. Jahrhunderts geworden ist: Krieg. In solcher Lage taucht dann die Frage auf nach dem „Warum?“ — Warum uns, warum diesem Geschlecht, warum einmal, warum zweimal und vielleicht ein drittes Mal? Warum ist aller Menschenwitz da zu Ende, wo es um Krieg oder Frieden geht? — Nun, nicht eher wird die Welt zur Ruhe kommen, als bis wir uns wieder zu dem Gesetz über uns und in uns bekennen, bis die zehn Gebote wieder die Grundlage menschlichen Zusammenlebens abgeben und die Weihnachtsglocken uns etwas mehr zu verheißen wissen als einige freie Tage. Erst wenn die Botschaft dieser Tage wieder zum Moralgesetz der Menschheit wird, werden wir den Frieden zurückgewinnen, den inneren und äußeren. Und darum sollte gerade die Weihnacht 1956, eine der heikelsten der zivilisierten Welt, zu einem Tag der Einkehr und Umkehr werden. Wenn sie das wird, dann werden wir künftig auch Weihnachtstage erleben, an denen die Glocken befreit und jubelnd ihr Evangelium in eine befriedete Welt hinausklingen lassen.

*

Denn kein Wort hat Sinn und Gehalt des Weihnachtsfestes tiefer geprägt als das letzte der 14 Verse, in denen der Evangelist Lukas die Geschichte von Christi Geburt erzählt: „... und Frieden auf Erden den Menschen, die guten Willens sind.“ Fast 2000 Jahre sind über die Erde hingegangen, seit jener Stern über dem Stall zu Bethlehem stand. Geschlechter um Geschlechter wurden geboren und ver-

wehten. Keins von ihnen hat jedoch die Erfüllung des ewigen Traumes der Menschheit erlebt, geblieben ist die Sehnsucht nach dem in der Weihnachtsgeschichte verheißenen Frieden auf Erden. Und so hören wir die Zweifler ihr Mißtrauen mit dem Hinweis auf das „Versagen“ jener Verheißung begründen. Denn, so schließen sie, was war denn die Wirkung dieser Gottesgeburt, wenn es weiterging mit Kriegen und Terrorakten,

nicht leuchtete, woher wollten wir denn noch eine Antwort finden auf die großen elementaren Schicksalsfragen der Menschheit? Nur wer von diesem Licht her zu denken bereit ist, besitzt die Hoffnung, die das Dunkel der Welt zu erhellen vermag. Der große spanische Kultur- und Geschichtsphilosoph Ortega y Gasset hat einmal gesagt: „Es sind die Glaubensüberzeugungen des Menschen, die sein Sein ausmachen.“ Und zu dem

Kein Zweifel also: Die Friedensbotschaft tönt weiterhin in eine gefährdete, von Schatten umdüsterte Welt. Der Mensch unserer Tage ist jedoch nicht allein vom Glauben geprägt, er beruft sich nicht zuletzt auf seine Vernunft. Deshalb müßt ein jeder für Recht erkennen, daß es von außen keinen Frieden geben wird; der Friede auf Erden kann nur von innen kommen. Er fängt dort an, wo ein einzelner mit sich, mit seinen Mitmenschen und seiner kleinen Umwelt Frieden schließt, wie es ja in diesen Tagen allenthalben, wenigstens auf kurze Zeit, zu geschehen pflegt. Der Einblick in die äußere Umwelt und die Einsicht in die geschichtliche Entwicklung lassen uns keinen anderen Ausweg als den Versuch, einen Teil des Friedens dieser Feiertage auch in den Alltag hinüberzutragen. Doch über das Versprechen des ersten Teils des Engelwortes „Friede auf Erden...“ vergessen wir allzu leicht, daß der Friede nur den Menschen versprochen wird, „...die guten Willens sind“ („en anthropois eudokias“, wie es im griechischen Urtext heißt).

*

Aber hat die Menschheit wirklich diesen guten Willen, der den Frieden verdient. Oder erheben wir nicht alle jene Forderung, ohne uns ihrer Verpflichtung überhaupt bewußt zu werden? Was will denn dieses Wort anders besagen, als daß der Friede nicht allein Sache der Politiker ist, die „auszuhandeln“ wäre, sondern eine ethische Angelegenheit, die verdient werden muß. In der Tat, alle Hände greifen nach dem Frieden und alle Herzen rufen ihn; alle Vernunft verlangt nach ihm, und jedes Gewissen weiß, daß es ihm unabdingbar verpflichtet ist. Und doch weicht er immer weiter zurück! Und doch scheint er uns zu fliehen und immer mehr in dem blutroten Nebel zu verschwinden, der in diesem Jahr an den Horizonten unseres Daseins erneut aufzusteigen begann.

*

Warum? Wir müssen den Mut haben, es uns zu gestehen: Weil wir nicht mehr die ethische Kraft und daher auch nicht mehr das ethische Recht haben, uns den Frieden zu sichern. Der Menschheit fehlt „der gute Wille“, jener gute Wille, der gemessen wird an der Verpflichtung, die man gegen einander spürt, und an dem Recht, das man dem anderen zuzuerkennen bereit ist. Wir wollen immer nur den Frieden für uns selber haben, für den eigenen Vorteil, für die eigene Bequemlichkeit, für die eigene Eitelkeit. Im kleinen wie im großen. Jeder betet für seinen Frieden und versteht darüber nichts als den weiten Umkreis seiner eigenen Wünsche und seiner eigenen Interessen. Der Friede aber ist kein einseitiges Geschenk, er ist eine zweiseitige Verpflichtung. Das Übel der Friedlosigkeit wächst in der Zelle, in jedem einzelnen; von da aus erobert es die Welt. Der Friede ist somit nicht nur eine Sache der großen Politik, sondern eine sehr reale und sehr harte Verpflichtung des Tages und jedes einzelnen von uns. Besinnen wir uns darauf! Nur dann haben wir



Käthe Kollwitz (1867-1945), die ihre künstlerischen Motive vornehmlich der sozialen Aktualität entlehnte, zeichnete zu Beginn des zweiten Weltkrieges dieses durch seine ungeheure Realistik zum Mahnmal gewordene Bild „Schützende Mutterhände“.

mit Gewaltherrschaft und Vernichtung, mit Not und Frevel — ein Jahrhundert um das andere? Man stellt diese Frage — und man glaubt, ein Recht dazu zu haben. Haben doch die Zerstörungs- und Vernichtungsmittel einen solchen Wirkungsgrad erreicht, der nicht den Frieden auf Erden, sondern die totale Vernichtung in den Bereich des Möglichen rückt. Ruht nicht der Friede nur mehr auf dem unsicheren Grund der Meinung, daß es keinen Sinn mehr habe, den anderen zu bekriegen, weil das Ausmaß der Vernichtung nicht mehr bestimmbar ist und damit die Wahrscheinlichkeit besteht, daß der Abgrund, den einer aufreißt, nicht nur den Feind, sondern die gesamte Menschheit verschlingt? Das kann der echte Friede nicht sein, der an solchen Überlegungen hängt, die letzten Endes versagen müssen, wenn einer doch „auf den Knopf“ drückt, weil er an seine „Übermacht“ glaubt. So weit sind wir von dem „...und Frieden auf Erden“ entfernt. Auch an diesen Tagen lauert, in zeitlicher und räumlicher Ferne, die Gefahr...

*

Und trotzdem: Wir feiern unser Weihnachtsfest. Das Fest der Liebe, der Verheißung, des Friedens; denn wenn uns das Licht der Weihnacht

Schwinden der Glaubenskräfte erklärt er: „Dies ist das ernsteste Ereignis der abendländischen Vergangenheit; soll unsere Zukunft aber Bestand haben, dann sind wir gezwungen, uns zu einer positiveren Deutung der Glaubenselemente durchzuringen.“

*

Nur aus solcher Überzeugung kann uns der innere Frieden werden. Wir könnten froher leben, die Angst verbannen, die Sorgen um das Morgen mindern, das gegenseitige Quälen beseitigen, wenn wir nicht nur Weihnachten, sondern an allen Tagen des Jahres von der Erkenntnis erfüllt wären, daß Gottes Gesetze ewig wirksam sind und daß sie uns zum Heile ausschlagen, wenn wir uns ihrer Wirkung nicht entziehen. Um aber zum Ziele zu kommen, müssen wir auch den Weg gehen, an dessen Ende dieser verkündete Friede steht. Wer irrend vom Wege abweicht, darf nicht anklagend Gott verwerfen; er muß den Weg als menschliches Irren erkennen, der ihn um so weiter in das Dunkel der Ängste und Seelennöte führt, je weniger er die Wegweiser beachtet, die in der Weihnachtsbotschaft aufgestellt sind.

Echo der Arbeit

Aus dem Inhalt dieses Heftes:

DIE WEIHNACHT RUFT ZUM FRIEDEN

*
EISEN IN DER KUNST

*
ELF VON UNS

*
AM HOAG-SEIL AUF
DEUTSCHLANDS HÖCHSTEN BERG

*
ZWEI „AUSGEZEICHNETE“
AUF GROSSER FAHRT

*
HOCHOFEN 3 IM SCHULFUNK

*
REFORM DER RENTENVERSICHERUNG

*
BLOCKSTRASSE 2
WURDE UMGEBAUT

*
GHH: EIN WELTUNTERNEHMEN
ENTSTEHT

*
DER SCHWARZE HEPHÄSTUS

*
UND ENTZÜNDET
LICHT IN ALLEN HERZEN

*
DER CHRISTBAUM
DER ARMEN KINDER

*
VON LONDON NACH PARIS

*
UNSER WEIHNACHTS-BÜCHERTISCH

*
SCHNAPPSCHÜSSE

*
ALLE JAHRE WIEDER...

HERAUSgeber: HÜTTENWERK OBERHAUSEN AG,
OBERHAUSEN (RHLD.), ESSENER STR. 66

VERANTWORTLICH:
DIREKTOR KARL STROHMEYER

REDAKTION:
KARL-HEINZ SAUERLAND

TELEFON: 24531, NEBENSTELLE 4447,
WERKS RUF: 4447 (REDAKTION), 3847 (BÜRO,
VERTRIEB UND PHOTO-ARCHIV)

DRUCK: VVA-DRUCK, VEREINIGTE
VERLAGSANSTALTEN, OBERHAUSEN (RHLD.)
KLISCHEES: VIGNOLD, ESSEN

JAHRGANG 7 24. DEZEMBER 1956

Vorderseite: Nahezu symbolhaften Charakter hat zur Weihnachtszeit das strahlende Licht im Stahlwerk. Die Kunde von dem leuchtenden Licht in der Dunkelheit wird hier — auf unsere vertraute, alltägliche Umgebung übertragen — sinnfällig dargestellt. Aber auch in der weihnachtlichen Zeit verstummt hier nicht das Lied der Arbeit. Die Produktion von Stahl, dieses lebenswichtigen Erzeugnisses, darf nicht stillstehen. Dabei sind alle Anstrengungen eines modernen Hüttenwerkes darauf ausgerichtet, die richtige Zusammensetzung und die Gleichmäßigkeit der zahlreichen Stahlgüten laufend zu Überwachen. In der Giekhalle unseres Thomas-Stahlwerkes wird — wie unser Bild zeigt — auch bei jedem Abzug eine Probe entnommen. Unsere Versuchsanstalt übernimmt daraufhin alle diese Stahlproben zur sofortigen, genauen Untersuchung.

Rückseite: Immer wieder bestaunen Besucher unseres Werkes das außerordentlich lebendige Geschehen in den Walzwerken. Ihr besonderes Interesse aber gilt stets der Drahtstraße. Gleich feurigen Schlangen läuft hier der Stahl durch die Walzen und über die Rinnen. In ständiger Bewegung bietet er immer neue und überraschende Bilder, bis er sich schließlich auf einer Haspelmaschine zu dicken Rollen aufspult. Diese Rollen werden über ein mechanisches Kühlbett geleitet und dann auf Lager gestapelt. Von hier aus treten sie den Weg zur Weiterverarbeitung an. Walzdraht ist das Ausgangsprodukt für eine große Anzahl von Fertigfabrikaten. In fast allen Fällen wird er in den Ziehereien — so auch im Werk Gelsenkirchen — auf kleinere Querschnitte gezogen. Das Drahtwalzwerk erzeugt in der Stunde etwa 170 Kilometer Walzdraht von 5 mm Durchmesser.

Weihnacht:

„In Liebe, Dank und Besinnung“

Heil'ge Stille — süßer Friede —
Das ist es, was mich heut' beseelt,
Was tief im Herzen ich empfinde
Ist mir — wie ein laut' Gebet.
Noch nie hab ich so stark empfunden
Wie jetzt — in dieser heil'gen Zeit —
O Götter, gleich auf Erdenrunde
War Euch je ein Weg zu weit?
Ihr wißt, was Herzen sich ersehnen,
Ihr wißt, was Freude ist und Leid.
Dem einen gäbt Ihr tiefes Sehnen,
Dem andern die Glückseligkeit.
Doch immer gäbt Ihr uns für Stunden,
Wenn Ihr erstrahlt im Lichterglanz
— die Liebe — wer hat's nicht empfunden,
Und wir gehörten Euch dann ganz.
Wir danken Euch mit gleicher Liebe
Für die — die es Euch gleich getan,
Mit deren Gunst und Eurer Gnade
Uns soviel Freude angetan.
Bewahrt, o Götter, all das Edle
— das Große — das nur Ihr vergebt,
Wollt schützend Eure Hand erheben,
Und ich — ich dank' Euch im Gebet.

Heinrich Kaulbarsch, Wasserwerk

„Prima Christbäume mit Musik...“

Blättern wir den Inseratenteil von Zeitungen und Zeitschriften durch, die vor genau 50 Jahren unsere Großeltern zum Einkauf ihrer Weihnachtsgeschenke anreizten, dann ersteht vor unseren Augen eine geruhsame Welt, in der angesichts des brennenden Baumes das Wort noch Gültigkeit hatte: „... und Friede den Menschen auf Erden.“ Wie belächeln wir heute die Ankündigungen der Firmen von damals! Aber sie waren ernst gemeint und lockten kauflustige Herren in Röhrenhosen und Damen in Schleppröcken in die überfüllten Läden.

Bei Schwerhörigkeit und Ohrgeräuschen helfen unsere ges. gesch. Gehör-Patronen. Bequem und unsichtbar zu tragen. In vornehmer Weihnachts-Geschenkpackung, inseriert eine Bonner Firma. Tja, damals kannte man noch nicht Dampfhammer und Flugzeuge und autoübersäte Straßen. Damals waren die Ohren noch gegen Lärm empfindlich, und wenn ein Pferdefuhrwerk über das Kopfsteinpflaster holperte, steckte sich Oma flugs eine Gehörpatrone ins Ohr.

Wunschtraum eines jeden Mannes war ein „Es-ist-erreicht-Bart“ nach Art Seiner Majestät. So konnte folgende Anzeige, besonders in den Weihnachtswochen, schon auf Erfolg hoffen: „Schneidiger, flotter,

hochstrebender Schnurrbart wird durch Haarasin erreicht. 20 000 Mark Belohnung, wenn sich unter den 300 Dankschreiben, welche jeder Geschenk-

packung beiliegen, ein unechtes befindet.“

Es ist erstaunlich, mit welchen äußerlichen Mitteln

man sich in der Zeit, die noch keine Körperfunktion in unserem Sinne kannte, um die Schönheitspflege mühete. Da wird ein „Lupa-Korsett, oft nachgeahmt,

nie erreicht“ angepriesen, „das beliebig regulierbar ist. Korrigiert jeden Fehler. Hält im Winter beson-

ders warm. Das begehrteste Verlobungsgeschenk unterm Weihnachtsbaum.“

In welch vertrauenssicherer Zeit lebten doch unsere Großeltern! Man schreibt 1898 und es müssen also

immerhin noch zwei Jahre bis zum Anbruch des neuen Jahrhunderts vergehen. Trotzdem inseriert

eine Grammophon-Fabrik: „Ohne Zahlung bis zur Jahrhundertwende liefern wir unsere bewährten

Trichter-Sprechmaschinen. Kein Risiko. Erst vom

1. Januar 1900 ab brauchen Sie monatlich zwei Mark

zu bezahlen.“ Wie stimmungsvoll muß der Heilige

Abend verlaufen sein, wenn die Petroleumlampen

ausgelöscht und die Christbaumkerzen entzündet worden sind. Für diesen Augenblick standen

ungegewöhnliche Überraschungen bereit. Da gab es

„Christbaumkugeln, auf denen im Kerzenschimmer

das Bildnis Seiner Kaiserlichen Majestät sichtbar

wird“ oder „Prima Christbaumständer, die den Baum

drehen und gleichzeitig mittels Spieldose Musik erklingen lassen.“ Die Art des Musikstückes stand im

Belieben des Käufers, entweder „O, du fröhliche...“

oder „Die Wacht am Rhein“.

ein Recht und die Hoffnung, ja sogar die Gewißheit, daß auch der Friede sich auf uns besinnen wird.

*

Mehr Dunkel also als Licht? — Niemals in der Geschichte hat die Menschheit eine tiefergreifende Entzweigung erlebt als in unseren Tagen. Doch ein Hoffnungsschimmer leuchtet am Rande der Nacht: Im Olympic Parc von Melbourne konnte das Licht der Verständigung neu entfacht werden. Gewiß, die olympischen Fanfare vermochten den Geschützdonner nicht zu über tönen, der noch von Budapest oder Port Said in unseren Ohren klingt. An der Eingangspforte der Akropolis, im Panthenontempel, wurde die Fackel entzündet, damit, so wollte es schon vor mehr als zweitausend Jahren der Segen der Göttin Pallas Athene: „Gerechtigkeit und Fairneß auf der Erde regieren und allen Menschen Friede und Freiheit gesichert sein möge.“ Angesichts der blutigen Ereignisse dieses Jahres klingen diese Worte wie Hohn. Und doch waren diese XVI. Olympischen Spiele mehr als ein demonstrativer Schritt. Die Welt, die sich noch kurz bevor am Rande des dritten Weltkrieges sah, blickte nach Melbourne, wo im friedlichen Wettkampf die besten Sportler aus 67 Nationen ihre Kräfte maßen. Nur wenig hätte gefehlt und die Jugend der Welt wäre nicht auf der Aschenbahn oder dem Rasen des Olympiastadions gegeneinander getreten, sondern mit Maschinengewehren, Panzern und Bombern. Das war vielleicht der größte Sieg der olympischen Idee, daß vor der waffenstrotzenden Kulisse des in diesen Tagen so trostlos erscheinenden Welttheaters die Jugend sich die Hand reichte. Und wenn es auch nur ein Pax Olympica war, wenn schon kein Fest des Friedens, so doch wohl ein friedliches Fest. Bestimmt hat der eine oder andere — sei es nun Sowjetportler oder USA-Athlet — sich an die Stirn gefaßt und gedacht: Welch ein Irrsinn, wenn ich morgen gezwungen wäre, auf die Menschen zu schießen, die mir heute noch freundlich zulä-

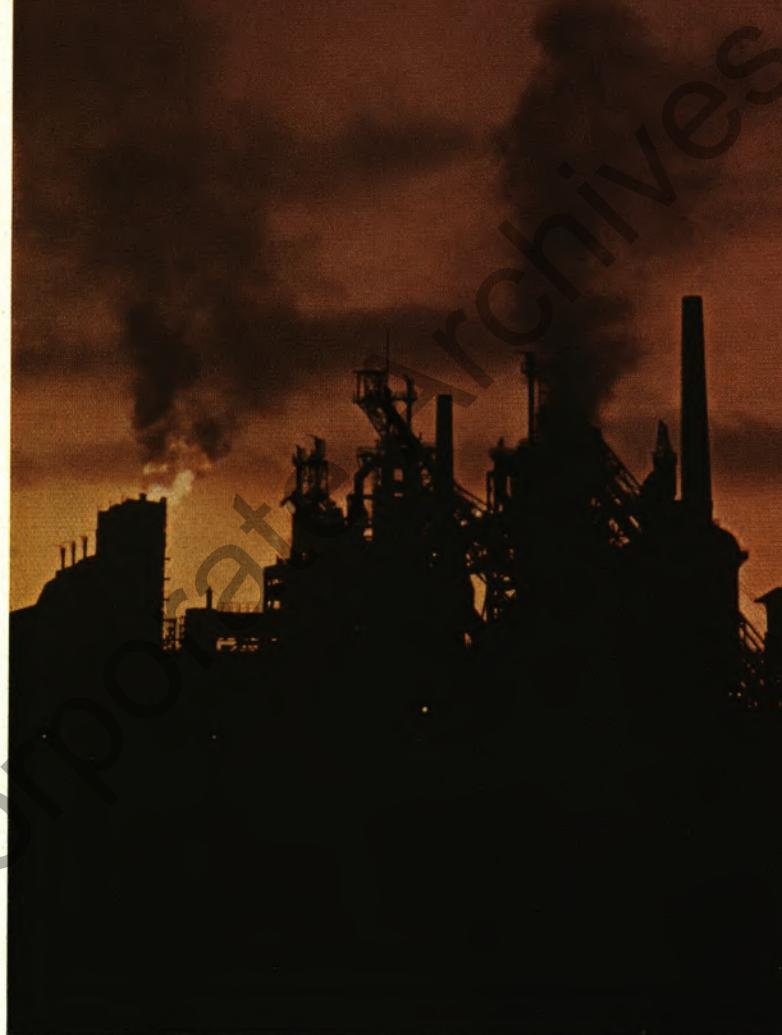
chelten und die ich nicht einmal unsympathisch fand. Nur weil sie Russen oder Amerikaner sind. Bei Gott: Welch ein Irrsinn... Gewiß, man hätte den Spielen unter den fünf olympischen Ringen einen schöneren, friedlicheren Weltenrahmen gewünscht, aber irgendwie wurden sie dennoch zu einem Beweis dafür, daß der Friede noch nicht tot ist. Und gerade in den Tagen vor Weihnachten beseelte uns das mit neuer Hoffnung. Wie schon für uns Deutsche die Tatsache verheißungsvoll schien, daß unser Vaterland vertreten wurde durch eine gesamteutsche Mannschaft. Was von den Politikern nicht einmal andeutungsweise fertiggebracht wurde, gelang unseren Sportlern. Daß man dabei auch nicht über ein so heißes Problem wie die Frage der Nationalhymne stolperte, zeugt von Toleranz und Verständigungsbereitschaft. Wenn sich das auf das Gebiet der großen Politik übertragen ließe: Uns brauchte um die Zukunft nicht mehr so bange zu sein.

*

Fürchtet euch nicht! — Leicht gesagt, und doch so unendlich schwer. Können wir überhaupt den dunklen Hintergrund der Weltlage beiseite lassen? Dürfen wir es? Wir, die Gehetzten? Ist es nicht unser Fluch, keine Zeit zu haben. Termine jagen uns, Verabredungen, Spekulationen. Der Terminkalender ist uns zum Diktator des persönlichen Lebens geworden. Wir haben — wie es kürzlich eine Zeitschrift formulierte — keine Zeit, aber die Zeit hat uns. Und sie hat uns mit ihrer ganzen Unerbittlichkeit. Nur Schwärmer glauben, sie könnten sich auf eine Insel des Glücks in diesem Meer der Gegensätzlichkeiten zurückziehen, das uns täglich und ständig zwingt, dem fordernden Leben gegenüberzutreten. — Wer von uns kann leugnen, daß hinter ihm und seinem Tun die große Angst steht? Die Angst vor dem Leben. Die Angst vor dem Tod. Die Angst vor der Zukunft. Die Angst vor der Sinnlosigkeit dieses Seins. — Und doch Weihnacht? Wir wären nicht Menschen, nicht Deutsche, wollten wir diese Frage nicht bejahen. Zwar ist die Zeit vorbei, wie sie etwa Ludwig Richters Bilder atmen mit ihrer Stille, ihrem Frieden, ihrem Glück im Winkel. Es herrschen heute härtere Sitten. Aber öffnen sich in diesen Stunden nicht überall die Herzen. Aber was kann in diesem Kampf aller gegen alle, in dem wir stehen, schon der einzelne tun? Bängliche Frage, die jeden beschleicht. Wem wäre sie nicht begegnet? Und die Antwort: Alles oder nichts! Je nachdem, was er will. — Die Welt wird nicht besser durch dieses Weihnachtsfest. Herodes wird weiterleben, und wir werden es nicht ändern können. Und doch vermag sich niemand dem Einfluß des Weihnachtsfestes zu entziehen, weder die Selbstsicheren noch die Besserwissen, noch die Arroganten. Vor allem aber die nicht, welche, seit sie ihre Heimat hinter sich lassen mußten, sich geschworen haben, nur noch hart zu sein und nichts mehr zu tun haben wollen mit der Süße dieses Festes. Doch gerade sie, sie finden sich immer wieder unter dem Weihnachtsbaum, auch wenn der starre Blick hindurchgeht durch den Schein der Kerzen und die Gedanken da sind, wo man früher die Lichter entzündet hat, in glücklicheren Jahren.

*

Ja, wenn Weihnachten nicht wäre, so wäre die Welt ärmer an warmem Licht. Die Welt freilich ist vor dem Fest geblendet durch die Farben und



Es war ein Himmel wie gemalt, der an einem Spätherbstabend kürzlich über dem Rhein-Ruhr-Gebiet lag. „Das Christkindchen backt“, so sagten die Kinder, eingedenkt der bevorstehenden Weihnachtszeit. Aber auch die Älteren konnten sich der Wirkung dieses Farbschauspiels nicht entziehen. Ein Bild von dramatischer Wucht, das die Silhouetten der Hochöfen wie bizarre Gebilde vor einer vom Gelb bis ins Violet gehenden Kulisse erscheinen ließ. Hier bietet die eisenschaffende Industrie dem Auge des Betrachters einen Anblick von einzigartigem Reiz. Wer will da noch bestreiten, daß die schwerindustrielle Technik des zwanzigsten Jahrhunderts schön ist, schön auf ihre Art?

den Lichtzauber in den Städten. Diese Welt, die so stolz ist auf das Licht der Vernunft, das die Errungenschaften der Wissenschaft und Technik hervorgebracht hat. Aber trotz des durch bisher unvorstellbare Energien verursachten Super-Lichtes tappen wir im Dunkeln. „Das Licht schien in die Finsternis und die Finsternis hat es nicht begriffen.“ Viel wärmer strahlt uns dagegen der lichtgeschmückte Tannenbaum. Mit den flackernden Kerzenlichtern entzünden Weihnachtsbäume Lichter von Glücksgefühl in Millionen Kinderaugen und lösen Millionen Erwachsenen für eine Zeitlang von ihrem Kampf und Krampf ihres von Geschäft und Politik erfüllten Daseins, holen sie aus der Wüste des Alltagslebens heim in die Oase inniger Familienfreuden. — Ja, wenn Weihnachten nicht wäre, dann wäre die Welt ohne Hoffnung und Frieden. Etwas Geheimnisvolles und Freudiges

geht vor sich, ganz unsichtbar. Etwas Strahlendes kommt auf uns zu und erfüllt unsere Seele mit Glanz. Inwendig fängt es zu singen und zu klingen an, das Lied der Nacht, der heiligen Nacht, das da singt von Mutter und Kind im Stalle zu Bethlehem, von den armen Hirten und von der jauchzenden Engelschar: „Stille Nacht, heilige Nacht“. — Die Erinnerung an diese Nacht ist auch noch nach neunzehnhundert Jahren wirksam. Die Menschen können sie nicht vergessen, selbst wenn sie nicht mehr oder nicht fest daran glauben. Doch die Botschaft, die der Welt den Frieden verheißt und die Dämonen der Machtgier und des Hasses unter den Völkern überwindet, ist von Ewigkeit. Das ist die Botschaft, die auf Bethlehems Fluren erklang: „Ehre sei Gott in der Höhe und Friede den Menschen, die guten Willens sind.“

Karl-Heinz Sauerland

Freu dich, Herz

Fest der Liebe! Fest der Weisen!
Denn nur so auf sich'ren Gleisen
Geht die Fahrt zur Ewigkeit.
Unser ganzes Tun und Lassen
Muß zu diesem Worte passen,
Alles hat Beständigkeit.

Hohes Glück ist unser Leben,
Wenn wir es zu aller Segen
Freudig stets erfüllen aus.
Tief die Gnade: das Erkennen
Muß in uns'r Seele brennen — —
Geht es doch zum Vaterhaus.

Fröhlich sind wir so verbunden,
Da wir tiefes Glück gefunden,
Alles wird so innig warm.

Freu dich, Herz, denn Himmelsgaben
Sind die Kraft in Erdentagen,

Du wirst niemals bettelarm.

Laßt uns jubeln ob der Größe,
Da Gott selbst in Nacht und Blöße

Diese arme Welt betrat.

Jedem wird es so zum Segen,
Wenn mit güt'gen Herzen legen
Wir die weihnachtliche Saat.

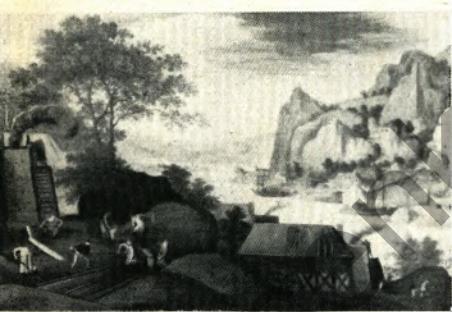
A. Hickmann, Abt. Verkehr

EISEN IN DER KUNST

Von jeher hat die Welt des Eisens, für den Maler geradezu ein Zauberland der Farben und Formen, ihre Anziehungskraft auf den Künstler nicht verfehlt. Angefangen von dem alten, sagenumwobenen Handwerk des Schmiedes. Das Arbeitsbild gehört zu den ältesten Motiven der bildenden Kunst. Zu den menschlichen Urbeschäftigungen zählt die Verarbeitung des Eisens, jenes metallischen Grundstoffes, der unser aller Leben geprägt hat. Wann genau und



wo zuerst der Mensch entdeckte, Erz zu schürfen, Eisen zu schmelzen und schmieden, ist von der Forschung bisher mit Sicherheit nicht geklärt. Fest steht jedoch, daß die Gestalt des Schmiedes seit dem Altertum in den bildenden Künsten beheimatet ist und zur Signatur für eine inzwischen weitverästelte Berufsgruppe wurde, deren wesentliche Aufgabe trotz aller technischen Perfektion im Grunde die



gleiche geblieben ist: Das Eisen zu schmelzen und ihm eine dem Zweck entsprechende Form zu geben.

Wo die historischen Anfänge im dunkeln liegen, hat sich ihrer der Mythos bemächtigt. Der nordische Wieland heißt bei den Phöniziern Chrysor, bei den Indern Agni. Die Finnen nannten ihn Ilmarinen; in der griechischen Mythologie wird Hephaestus (nach anderer Sage Prometheus) zum ersten Schmied, dessen Nachfolge im römischen Sagenkreis Vulcanus, der Gott des Feuers, antritt. Dies aus der Sage übernommene Vulcan-Thema hat der flämische Maler Cornelis Schut (1597 bis 1655) im barocken Sinne aufgegriffen und behandelt. Sein Bild „Schmiede des Vulcan“ schildert die



in einer Felsenhöhle untergebrachte Werkstatt des Schmiedegottes, der, vor dem Amboß sitzend, mit seinen Gesellen im Dreitakt an den Waffen

für Achill schmiedet. Kontrastreich hebt das durch die Felsöffnung eindringende Licht die muskulösen Gestalten hervor, an deren Auffassung

man den Rubens-Schüler erkennt. In großer Sorgfalt gibt Schut die Details wieder: vorne links die bereits fertigen Teile der Rüstung, Amboß und Hämmer und am Amboßfuß in Lederriemchen befestigte Zangen. Auch der Kohlen karrende Junge, der, vor das Gegenlicht gestellt, aus dem Bilde herausschaut, ist einer zeitgenössischen Schmiede entlehnt, deren realistische Atmosphäre der Maler durch die mythischen Gestalten ins Heroische hinaufhebt.

Das andere Bild, ein Werk des Niederländers Joachim Patinir (1485 bis 1524), kann als eines der frühesten Industriebilder überhaupt angesehen werden. In einer romantisierten Landschaft erkennt man mehrere Hochofenanlagen, deren vordere wir auf der nebenstehenden Abbildung als Ausschnitt zeigen: Auf dem Ofen die Gichter, unten die Schmelzer, die das Eisen in eine Grube (Masselbett) ausschütten lassen. Links ein kleines Hammerwerk, in dem die Stücke ausgeschmiedet werden. Zwei Arbeiter stapeln die fertigen Dreikanteisen, andere schaffen in Körben und Kästen Schmelzmaterial heran. Auf der anderen Seite des Flusses der Eingang zu einem Bergwerk. — Wie bei dem ersten Bild geht es auch hier darum, die Welt der Arbeit, die Entstehung der Technik, als das Feld großartiger gestalterischer Aufgaben zu begreifen.

— nd.

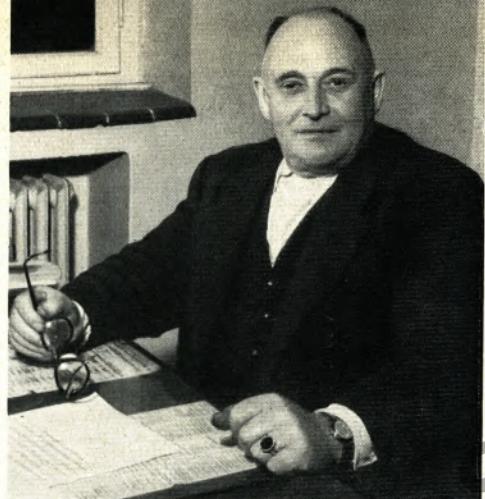




▲ Hugo Baum, Angestellter in der Abt. Revision und Organisation, ist von seiner Lehrzeit an im Werk.



▲ Alfred Rudolf, Sattler in unserem Gelsenkirchener Werk, ist Vorsitzender des dortigen Betriebsrats.



▲ Wilhelm Schönen, Meister in der 550er Zürcherie, ist schon seit über 20 Jahren bei uns tätig.



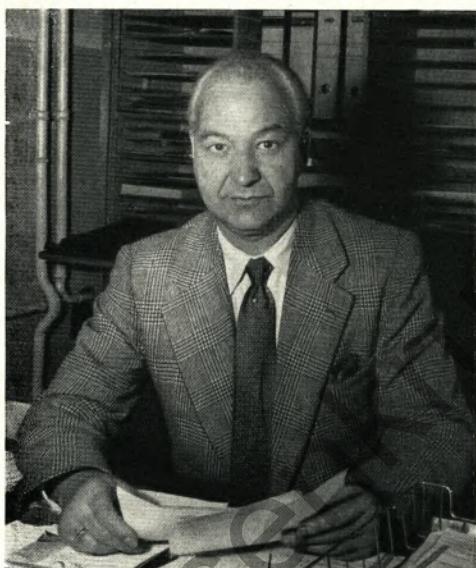
▲ Hans Peters, seit vielen Jahren als Elektriker tätig, ist Leiter des Betriebsrates im Südhafen Walsum.

Elf von uns

Elf unserer Belegschaftsmitglieder wurden bei den am 28. Oktober in Nordrhein-Westfalen durchgeführten Kommunalwahlen in die Stadtparlamente von Oberhausen, Gelsenkirchen und Essen sowie in den Kreistag von Dinslaken gewählt. Sie widmen ihre Freizeit einer dem Allgemeinwohl dienenden Aufgabe. Dabei geht es gar nicht so sehr um die Durchführung parteipolitischer Ziele, sondern im Vordergrund steht die von persönlicher Verantwortung getragene konstruktive Arbeit auf kommunalpolitischer Ebene. Zum Wohle der Bürger nach bestem Wollen und Können zu wirken, ist das einmütige Bestreben der elf Kommunalpolitiker aus unseren Betrieben Oberhausen, Gelsenkirchen, Walsum.



▲ Bernhard Schroer, von Beruf Schreiner, war schon vor dem Krieg bei uns. Er ist im Walsumer Hafen.



▲ Erwin Engelhard, ist schon 40 Jahre bei uns. Er ist Leiter der Abteilung Blechabnahme auf WO.



▲ Heinrich Verhoeven, Mitglied des Betriebsrates, ist schon seit langem Maschinist im Martinwerk.

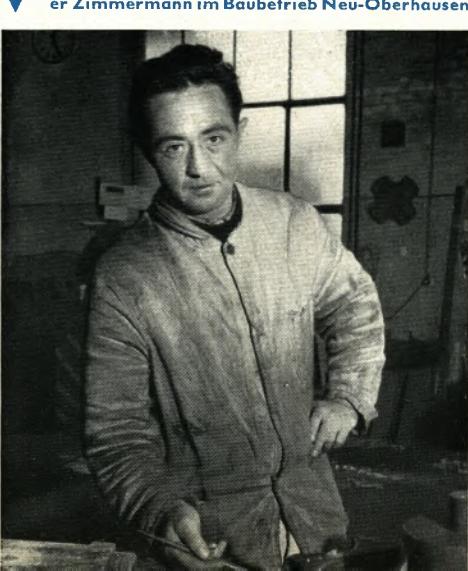


▲ Otto Kammann — in Essen gewählt — ist seit über 40 Jahren Schlosser in der Eisenbahnwerkstätte.

▼ Theo Müller weiß im Zementwerk bestens Bescheid. Seit Jahren ist er Vorarbeiter im Magazin.

▼ Willi Mateika kam als Flüchtling zu uns. Jetzt ist er Zimmermann im Baubetrieb Neu-Oberhausen.

▼ Franz Alme, Werkzeugschmied auf Neu-Oberhausen, Betriebsratsmitglied, ist von jung auf hier.



Am HOAG-Seil auf Deutschlands höchsten Berg

Von der Bayerischen Zugspitzbahn AG wurden vor einiger Zeit 17 t verschlossene Tragseile bestellt für die Seilschwebebahn auf Deutschlands höchsten Berg. Am 20. Januar kommenden Jahres besteht die Zugspitzgipfelbahn 25 Jahre. Mehr als vier Millionen Menschen wurden während dieser Zeit auf den 2966 Meter hohen Gipfel gebracht. Gelsenkirchener Drahtseile gewährleisteten in diesen Jahren eine in jeder Beziehung gesicherte Abwicklung des Verkehrs. Obwohl eine technische Prüfung ergab, daß die aufliegenden alten Seile trotz Jahrzehntelanger höchster Beanspruchung noch durchaus intakt und weiterhin brauchbar sind, entschloß sich die Direktion der Bahn für den Einbau neuer Seile, mit deren Lieferung wiederum unser Werk Gelsenkirchen betraut wurde. Ein Beweis für das Vertrauen auf die Sicherheit unserer Seile.



Gipfelstation anbelangt. Für letztere büßte beim Bau der Bahn die dreigipelige Zugspitze ihren Mittelpunkt, einen unbedeutenden Felskopf, ein. Der an seine Stelle gebaute Turm der Station hat ihn aber gewissermaßen ersetzt. Die dem Fels angeglichene Station ordnet sich harmonisch dem Landschaftsbild an. Die Aussichtsplattform ihres Turmes, Sammelplatz der

Deutschlands höchster Berg, die 2966 m hohe Zugspitze. In einem Viertel Stunde bringt die Bayerische Zugspitzbahn ihre Fahrgäste von Garmisch-Partenkirchen bis zum Gipfel. Im Vordergrund unseres Bildes der Eibsee.



Eine recht beachtliche Leistung also, die mit den im Juli 1930 in Gelsenkirchen verladenen Seilen (in erster Linie zwei Tragseile von je 825 m Länge und 43 mm Durchmesser) verbunden ist. Eine Leistung, die es lohnend erscheinen läßt, das Augenmerk noch einmal auf die Zugspitzbahn und ihre Entstehung zu lenken. Die von Garmisch-Partenkirchen bis zum Gipfel führende Bahn ist bis zu dem Zugspitzdorf Grainau eine normale, elektrisch betriebene Eisenbahn. Doch hier wechseln die Lokomotiven, es beginnt die Zahnradstrecke. Die nächste Station, Eibsee, liegt schon tausend Meter hoch. Auf 1650 m, bei Station Riffelriß, verschwindet der Zug im Berg; seinen Lichtschein vorauswärts, schraubt er sich im Innern des gewaltigen Zugspitzmassivs dem Ziele zu. Nach einer halben Stunde Fahrt durch den 4,5 km langen, 25 Prozent steigenden Tunnel tut sich an der Station Schneeferner, dem Endpunkt der Schienestrecke, eine neue Welt auf: der grandiose Ausblick über ein Meer schimmernder Gipfel. Die Seilschwebebahn, die vom 2650 m hoch gelegenen Schneefernerhaus den Fahrgäst innerhalb von vier Minuten bis zum Gipfel bringt, ist die letzte Etappe der Fahrt, aber auch gleichzeitig der Höhepunkt sowohl in alpiner als auch in erlebnismäßiger Hinsicht.

Dem Bau dieser Seilbahn, der höchsten Deutschlands, gingen gründliche geologische Untersuchungen und langwierige Verhandlungen voraus. Insbesondere was die Platzfrage der

Besucherscharen, überragt den Ostgipfel der Zugspitze um etwa zwei Meter und ist der wirklich höchste Punkt Deutschlands. An wetterklaren Tagen umfaßt der Blick von hier aus die gesamten Zentralalpen zwischen Großglockner und Hochvogel, gegen Norden die Höhen des Schwarzwaldes und des Bayerischen Waldes.

Für die beiden jetzt ersetzenen Tragseile der Gipfelbahn wurde seinerzeit vom Werk Gelsenkirchen eine Zerreißeigenschaft von 170 000 kg garantiert, während die Zug- und Gegenseile, an denen die Kabinen gekuppelt sind, eine Gesamtzerreißeigenschaft von 30 000 kg besitzen. Die Bahn arbeitet im Pendelbetrieb mit zwei Wagen, die an einem umlaufenden Zugseil gekuppelt sind, und zwar so, daß je ein Wagen in der unteren und oberen Station steht. Der eine fährt bergwärts, der andere talwärts: beide kommen gleichzeitig an ihren Endzielen an. Die Kabinen fassen 25 Personen. Der damalige Leiter des Werkes Gelsenkirchen, Direktor Walther, nahm im Januar 1931 an der ersten Probefahrt der Gipfelbahn teil. Das war ein Ereignis, von dem ganz Deutschland sprach. Die Bahn auf Deutschlands höchsten Gipfel war in aller Munde und wurde in in- und ausländischen

Im September 1930 wurden die Seile für die Zugspitzbahn in Gelsenkirchen verladen. Gesamtgewicht einschließlich Hilfs- und Spannseilen: 22 t. Links und rechts auf dem Eisenbahnwagon die beiden großen Rollen mit den Tragseilen, dazwischen die Trommeln mit den Zug-, Sicherungs- und Spannseilen.

Zeitungen gebührend herausgestellt. Wenn damals vielfach die Frage laut wurde „Werden die Seile auch halten, kann man sich ihnen unbesorgt anvertrauen?“, so haben unsere Gelsenkirchener Seile eine eindeutige Antwort darauf gegeben. Es war daher ein besonders ehrenvoller Auftrag, wenn nun wiederum Seile aus Gelsenkirchen zum Einbau gelangen. Der Aufbau der beiden Tragseile, für die eine Bruchbelastung von je 183 t errechnet wurde, setzt sich zusammen aus einem Kerndraht von 3,6 mm Durchmesser, 90 Runddrähten von 3 mm Durchmesser und 28 fünf Millimeter hohen S-Profildrähten.

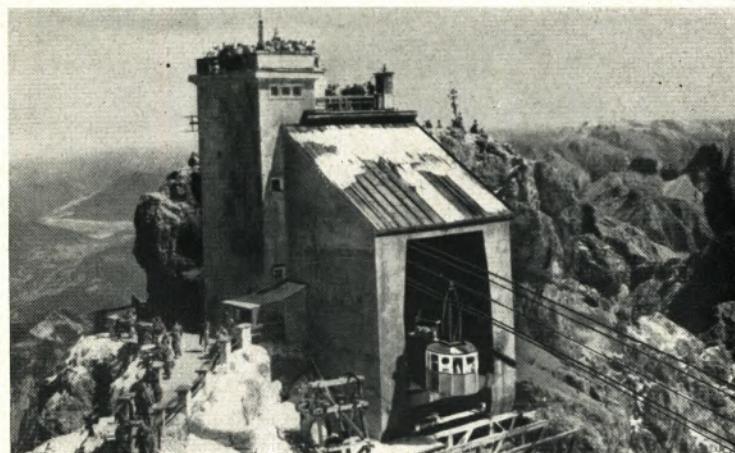
Aber auch schon beim Bau der Bahn, der Zahnradstrecke sowie der Seilschwebebahn waren Drahtseile aus Gelsenkirchen wertvolle Helfer. Mit Hilfsseilbahnen mußten sämtliche Materialien sowie Tausende am Bau beschäftigter Personen hinauf zu den Baustellen befördert werden. Zwischen Himmel und Erde, über drei- bis vierhundert Meter tiefe Abgründe hinweg, erwiesen sich unsere Seile als stets zuverlässig und absolut sicher.

Seither hat die Bayerische Zugspitzbahn sich Millionen Besuchern eingeprägt als Beispiel dafür, was menschlicher Geist zu ersinnen und Menschenhände zu gestalten vermögen.

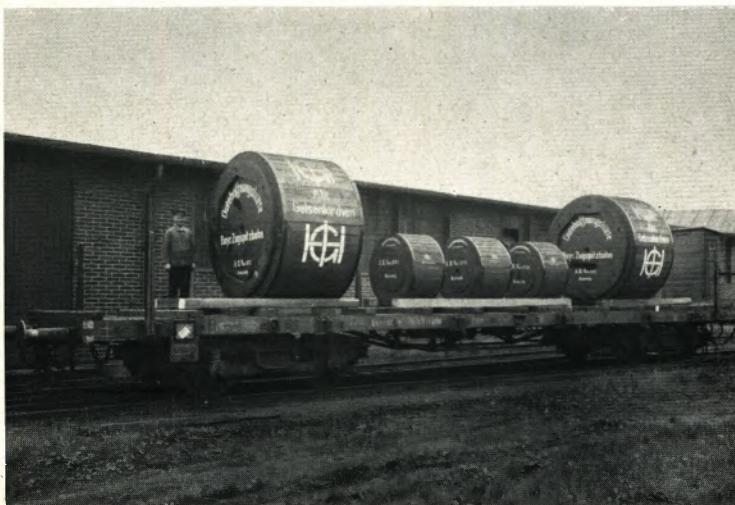


25 Personen fassen die absolut sicher Gelsenkirchener Seile getragenen Kabinen der Gipfelbahn. Auf unserem Foto deutlich erkennbar das 43 mm dicke Tragseil sowie das dünne Zugseil, das an die Kabine gekuppelt ist.

Weit geht der Blick von der Zugspitze über das Hochgebirgspanorama der bayerischen, österreichischen und schweizerischen Alpen. Bei klarem Wetter sieht man sogar bis zum Großglockner oder bis weit ins Appenzeller und Graubündener Land hinein.



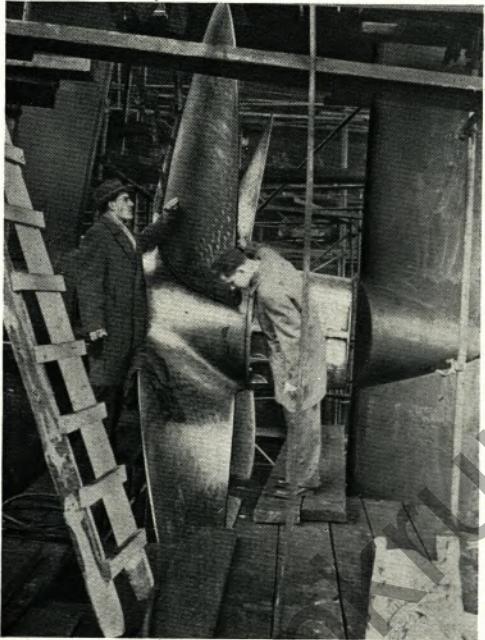
Die Gipfelstation der Zugspitzbahn. Hier ist mit 2966 m Deutschlands höchster Punkt. Gelsenkirchener Drahtseile haben ihn verkehrstechnisch erschlossen.



Kurze Ruhepause auf der Deutschen Werft: Werner Arnswald (rechts) und Dieter Börner haben die Trockendocks besichtigt. Ein verständnisvoller Führer erklärte ihnen alles, was wissenswert war. Freudlich waren unsere beiden jungen Facharbeiter auf der Deutschen Werft empfangen worden. Hier war alles neu für sie. Sie lernten Frachter und Tanker in der Bauart unterscheiden, erfuhren Wesentliches über die Verwendung Oberhausener Schiffsbleche, und sahen andere, ihnen unbekannte Einzelheiten der Stahlverarbeitung.



Ein Blick vom Hamburger „Michel“ auf die Stadt. Wegen des diesigen Wetters war die Sicht nicht allzu gut. Bei einem Rundgang durch die Hansestadt und einer Fahrt auf der Alster sahen Dieter Börner (links) und Werner Arnswald dennoch, was sie sehen wollten.



Auf der Deutschen Werft, einem Konzernwerk des GHH-Aktienvereins, erlebten Werner Arnswald (links) und Dieter Börner den Bau von Tankern und Frachtern. Hier bestaunen sie eine riesige Schiffs- schraube und ihre Abdichtung gegen Meerwasser.



Zwei „Ausgezeichnete“ auf großer Fahrt

Auf eine solide und gute Ausbildung der Lehrlinge wird in unserem Werk besonderer Wert gelegt. Die guten Ergebnisse bei den Abschlußprüfungen beweisen das. Am 30. September dieses Jahres beendeten wieder 30 Facharbeiterlehrlinge ihre Ausbildungszeit. Zwei von ihnen bestanden die Lehrabschlußprüfung „mit Auszeichnung“: der Starkstromelektriker Werner Arnswald und der Walzendreher Dieter Börner (wir stellten sie nach ihrer guten Abschlußprüfung auf der Schnapschußseite bereits im Bild vor). Als Anerkennung für ihre guten Leistungen während der Lehrzeit und bei der Prüfung fuhren die beiden ausgelernten Facharbeiterlehrlinge zehn Tage lang durch Norddeutschland. Während dieser Fahrt besichtigten sie Städte und bekannte Werke der Metallindustrie. Von Oberhausen führte die Reise über Osnabrück, Lübeck und Malente-Gremsmühlen nach Hamburg und Bremen. Besichtigungen, Rundgänge und Übernachtungen waren bereits von unserer Personalabteilung im voraus festgemacht worden. Alles klappte wie am Schnürchen. Werner Arnswald und Dieter Börner brachten viele Eindrücke mit nach Hause. Ihr besonderes Interesse fanden Besichtigungen der Klöckner-Georgsmarienwerke in Osnabrück und der Deutschen Werft sowie ein Gang durch die Borgward-Automobilwerke in Bremen. Überall waren sie freundlich empfangen worden.

Besuch bei Borgward. Nach der Besichtigung von Pressen für Karosserieteile gibt hier ein Werkmeister Erläuterungen, insbesondere über die Eigenart von Karosserieblechen. D. Börner (rechts) und W. Arnswald hören interessiert zu.



Bei Borgward in Bremen kamen Dieter und Werner aus dem Staunen nicht heraus. Hier verläßt gerade eine funkelnagelneue „Isabella“ das Band. Der schnittige Wagen ist bereit zur Probefahrt. „Den möchten wir gleich mitnehmen.“



Hochofen 3 im Schulfunk

„Die Eisenbahnlinie von Duisburg nach Hamm führt mitten durch das Ruhrgebiet mit seinen Tausenden von Fabriken, mit seinen vielen Kohlenzechen. Reisezüge brausen über die Schienen hinweg, aber man sieht auch viele, viele Güterzüge, die entweder Rohstoffe ins Ruhrgebiet hineinschaffen oder die Erzeugnisse in alle Welt hinausbringen. Besonders interessant

ist eine solche Fahrt zur Nachtzeit. Dann ist der Himmel oft gerötet vom Widerschein mächtiger Feuer: Kokerreien werfen glühenden Koks aus, oder in den Hüttenwerken werden Hochöfen abgestochen.“

Mit diesen Worten begann Theo Dahlhoff vom Westdeutschen Rundfunk seine Schulfunksendung „Arbeiter am

Hochofen“. In der Sendereihe „Bei uns zulande“ hörten es Tausende von Kindern in Oberhausen, im weiteren Ruhrgebiet und in ganz Westdeutschland über die Ultrakurzwelle des Westdeutschen Rundfunks. Hochöfen erschienen den Männern vom Rundfunk so interessant, daß sie davon ein Schulfunkprogramm gestalteten. Mit dem Übertragungswagen kamen sie



▲ Toningenieur Marnach im Übertragungswagen. Er wacht darüber, daß der Ton „ankommt“, der draußen in das Mikrofon gesprochen wird.



▲ An einem 200 Meter langen Kabel wurde das Mikrofon in den Zubringer hineingelassen. Rechts im Ledermantel Sendeleiter Dahlhoff, links daneben Betriebsleiter Heinrich Rosenbaum. Mit dem Mikrofon: Heinz Schütz vom WDR.



▲ Über den Schrägaufzug gelangen die Kübel auf den Hochofen. Das Geräusch hierbei wurde ebenfalls aufgenommen. Neben dem bereits beladenen Kübel ist Sendeleiter Dahlhoff mit dem aufnahmebereiten Mikrofon zu sehen.



▲ Die Rundfunkleute waren dabei, als der Abstich am Hochofen 3 begann. Theo Dahlhoff ging mit dem Mikrofon so nahe an das durch die Rinne fließende glühende Eisen heran, daß die Gummihülle des mit einem Stahlmantel gepanzerten Übertragungskabels gefährlich heiß wurde. Aber es ging noch einmal gut aus.



▲ Sendeleiter Dahlhoff unterhält sich mit Obermeister Otto Brodthuhn (rechts) von der Möllerung und Obermeister August Mohr (links daneben) aus dem Schmelzbetrieb. Betriebsleiter Rosenbaum (zweiter von links) war ebenfalls zu gegen. Manfred Okroy (Mitte hinten) macht sich Notizen für die Werkzeitschrift.



Wort und Arbeitsgeräusche sind getrennt aufgenommen. Auf einem dritten Band werden sie zusammen aufgenommen, dem Manuskript entsprechend „eingespielt“. Auf das Stichwort des Manuskriptes oder nach Anweisung des Aufnahmleiters Theo Dahlhoff steuert die Cutterin die Lautstärke der beiden Bänder auf der „Wanne“ aus. Danach wird das Band noch „geschnitten“, d.h. Versprecher und Wiederholungen werden herausgenommen und das Band darauf wieder zusammengeklebt.

In der 5. Klasse der Marienschule an der Mülheimer Straße hat Lehrer Hitpaß das Radio eingeschaltet: gespannt hören die kleinen Oberhausener Jungen den Schulfunk. Die Hochöfen, von denen gerade im Radio die Rede ist, haben sie täglich vor Augen. Aloys und Paul in der vorderen Reihe sind deshalb ganz Ohr. Besonders interessiert sind A. Blöink, P. Retzmann und J. Krämer in der hinteren Reihe. Ihre Väter arbeiten selbst auf der Hütte. Da gibt es aber etwas zu erzählen heute!



aus Köln in unser Werk, um am Hochofen 3 Arbeitsgeräusche und Gespräche mit unseren Betriebsangehörigen auf Band aufzunehmen. „Das hört man nicht alle Tage“, sagte Theo Dahlhoff, Leiter der Sendung, als er mit dem Mikrofon so nah wie möglich an die Rinne heran ging, durch die das flüssige Eisen mit einer Temperatur von 1400 Grad vom Hochofen in die Roheisenpfanne platschte.

Arbeitsgeräusche und Gespräche mit unseren Leuten am Hochofen wurden getrennt aufgenommen. Im Studio des Kölner Sendehauses wurden sie, entsprechend dem Manuskript, „eingespielt“: ein drittes Band nahm Wort und Geräusch zusammen auf. Gespräche und Erläuterungen wurden mit der jeweils passenden Geräuschkulisse unterlegt. Eine Menge Arbeit von den ersten Vorbereitungen und Bandaufnahmen in unserem Werk bis zum letzten Schnitt im Studio — in genau 15 Minuten war die Sendung über die Oberhausener Hochöfen über den Rundfunk gegangen!

Reform der Rentenversicherung

khs — Pausenlose Debatten, Vorträge, Tagungen, Versammlungen und Diskussionen drehten sich in den vergangenen Wochen und Monaten um das Thema „Rentenreform“. Wohl alle sind wir uns darüber einig, daß insbesondere die Altersrenten erheblich erhöht werden müssen. Strittig jedoch ist die Art der künftigen Berechnung. Der Plan der Regierung sieht vor, daß die Altersrenten künftig von der Höhe der Löhne abhängen sollen, d. h., daß die Höhe der Renten durch das jeweilige Niveau der Erwerbseinkommen vergleichbarer Versicherter bestimmt wird. Damit ist die Konsequenz verbunden, die Renten mehr mit der Bewegung der Verdienster-Einkommen in Einklang zu bringen, sie also den Wirtschaftsverhältnissen anzupassen. Auf diese Weise sollen die Rentner geschützt werden gegen eine Geldentwertung; sie sollen ferner teilnehmen an der hoffentlich auch künftig spürbaren allmählichen Steigerung des Wohlstandes. Man spricht in diesem Zusammenhang von der sogenannten „Produktivitätsrente“; ein System, das in der Öffentlichkeit nach wie vor einem lebhaften Pro und Contra ausgesetzt ist. Doch wollen wir nicht eingreifen in den

Streit der Meinungen, sondern die Ausführungen wiedergeben, die kürzlich vor einer Reihe nach Bonn eingeladener Werkjournalisten von Bundesarbeitsminister Storch und dem Generalbeauftragten für die Sozialreform, Ministerialdirigent Dr. Jantz, hierzu vertreten wurden. Bundesfinanzminister Schäffer, der ebenfalls an dem Gespräch teilnahm, scheint der Rentenvorlage jetzt positiver gegenüberzustehen. Darüber hinaus konnte Arbeitsminister Storch auf eine Anfrage versichern, daß die Werksrenten als freiwillige Sozialaufwendungen der Werke in die Reform nicht einbezogen werden und unabhängig davon in ihrer bisherigen Höhe erhalten bleiben sollen. Nachstehend veröffentlichen wir Grundsätze zur Rentenreform, wie sie kürzlich erläutert wurden. Schließlich möchten wir alle wissen, was einmal, wenn wir aus dem aktiven Arbeitsleben ausscheiden, für uns übrigbleibt. Dazu muß allerdings bemerkt werden, daß unsere Erläuterungen sich auf den Regierungsentwurf beziehen, über den — ehe er Gesetz wird — Bundestag und Bundesrat noch endgültig zu beschließen haben, wobei die Möglichkeit von Abänderungen gegeben sein kann.

Die bisherige Art der Rentenberechnung erfolgte — wenn man von dem Rentenmehrbeitragsgesetz aus dem Jahre 1954 absieht — nach einer starren Formel. Ergaben sich Veränderungen in den allgemeinen Wirtschaftsverhältnissen, und sie haben sich nach der bisherigen Erfahrung immer ergeben, so erwies sich die alte Rentenformel als ungeeignet, den Rentner an der Gesamtentwicklung in entsprechender Weise teilnehmen zu lassen. Wiederholte Rentenerhöhungsgesetze mit lebhaften Auseinandersetzungen in den gesetzgeberischen Körperschaften und in der Öffentlichkeit führten zu unsystematischen, unübersichtlichen und sehr bald wieder unbefriedigenden Teilverbesserungen.

Es ging hier um mehr als um ein Problem der Alters- und Invalidenrentner und der Hinterbliebenen. Jeder Arbeiter und jeder Angestellte sah sich im Laufe seines Arbeitslebens vor die Frage gestellt: wie steht es um deine Sicherheit im Alter oder bei vorzeitiger Invalidität, wie ist für deine Hinterbliebenen gesorgt? Das neue Gesetz soll diese Frage entscheidend lösen. Das Vertrauen des Einzelnen in die Gemeinschaft, in die er mit seiner Arbeit hineingestellt ist, an deren Gesamtirkten er an seinem Platz teilnimmt, soll dadurch gestärkt werden, daß die Menschen für einen wichtigen Abschnitt ihres Lebens nicht von der Entwicklung der Gesamtgemeinschaft ausgeschlossen, sondern durch einen stabilen Rentenwert in ein geordnetes Verhältnis zur Entwicklung gebracht werden.

Dabei soll die Leistung des Arbeitslebens ausschlaggebend sein für die Höhe der Rente. Die Rente soll also individuell sein, darüber hinaus soll die Rente künftig aktuell sein, indem sie sich nach der wirtschaftlichen Entwicklung richtet.

Der Gesetzentwurf der Bundesregierung unterscheidet sehr deutlich zwischen zwei Vorgängen:

- der erstmaligen Festsetzung der Rente, beim Ausscheiden aus dem Arbeitsleben wegen Alter oder Invalidität und
- der periodischen Anpassung einer bereits festgesetzten, laufenden Rente.

Der Maßstab für die erstmalige Festsetzung einer Rente soll die Lohn- und Gehaltsentwicklung sein. Auf der Grundlage der Höhe und der Zahl der im Laufe des Arbeitslebens entrichteten Beiträge unter Einschluß bestimmter rentensteigernder Zeiten (Militärdienst, Ausbildung, Zeiten der Krankheit und der Arbeitslosigkeit über 13 Wochen sowie gewisser mit Vertreibung zusammenhängender Zeiten) wird die aktuelle Höhe der Rente bei der Festsetzung berechnet im Verhältnis zu dem durchschnittlichen Brutto-Jahresarbeitsentgelt aller Versicherten im Mittel des dreijährigen Zeitraums, der in dem Kalenderjahr vor Eintritt des Versicherungsfalles am 30. September endet.

Nehmen wir an, ein Arbeiter oder Angestellter scheidet im Jahre 1960 mit 65 Jahren aus dem Arbeitsprozeß aus, nachdem er 40 Jahre lang tätig war und Beiträge zur Sozialversicherung entrichtet bzw. rentensteigernde Ersatzzeiten

hatte. Er soll in seinem ganzen Arbeitsleben immer genau das Durchschnittseinkommen aller Versicherter gehabt haben. Seine Altersrente würde nun wie folgt berechnet: Zunächst wird das Durchschnittseinkommen aller Versicherten im Mittel der Jahre 1959, 1958 und 1957 („im Mittel des dreijährigen Zeitraums, der im Kalenderjahr vor Eintritt des Versicherungsfalles am 30. September endet“) herangezogen. Es soll monatlich 350,— DM betragen haben. Unsere Beispelperson hat 40 Versicherungsjahre, sie erhält für jedes Versicherungsjahr den Steigerungssatz von 1,5 Prozent, insgesamt also 60 Prozent von 350,— DM, das sind 210,— DM als Altersrente. Hätte unsere Beispelperson in ihrem gesamten Arbeitsleben immer genau das Doppelte des Durchschnittseinkommens aller Versicherten verdient, dann erhielte sie 60 Prozent von 700,— DM, das sind 420,— DM als Altersrente.

An diesem Beispiel wird deutlich, was damit gemeint ist, wenn vorhin festgestellt wurde, daß die Rente sowohl aktuell wie individuell sein soll. Es zeigt sich auch, daß sich neben der Wirtschaftsentwicklung die gesamte Lebens- und Arbeitsleistung später in der Höhe der Rente widerspiegelt. Die beabsichtigte Rentenreform soll aber nicht nur für die künftig festzusetzenden Renten wirksam werden, sondern auch die Bezüge der heutigen rund 6,6 Millionen Bezieher von Alters-, Invaliditäts-, Witwen- und Waisenrenten sollen erhöht werden. Wie sich das auswirkt, sei in folgendem an zwei praktischen Beispielen dargestellt:

Da ist Herr Fritz Meyer. Er wurde 1891 geboren, wandte sich dem Schlosserberuf zu und trat am 1. April 1906 mit Vollendung seines 15. Lebensjahres in die Invalidenversicherung ein. Als er am 1. April 1956, 65jährig, seine Arbeitsstätte verließ, um sich zur Ruhe zu setzen, hatte er in seinen 50 Arbeitsjahren insgesamt 40 Jahre lang Beiträge zur Invalidenversicherung bezahlt (oder, wie es der Fachmann ausdrückt: 80 Prozent seiner Arbeits- und Versicherungsjahre mit Beiträgen belegt). Insgesamt 10 Jahre waren durch Krankheit und Arbeitslosigkeit ausgefallen. Die Altersrente, die Herr Meyer, der soviel verdiente, wie der Brutto-Durchschnittslohn aller Arbeitnehmer ausmachte, seit dem 1. April dieses Jahres bezieht, macht monatlich 144,30 DM aus. Nach durchgeföhrter Rentenreform wird seine Rente ab 1. Januar 1957 im Monat 244,80 DM betragen. Das sind über 100,— DM mehr.

Frau Schmitt verlor im Jahre 1942 plötzlich ihren Mann Alfred. Alfred Schmitt war 17 Jahre lang Dreher gewesen und hatte gleichfalls stets den Brutto-Durchschnittslohn aller Arbeiter verdient. Frau Schmitt erhält zur Zeit eine Witwenrente von 50,20 DM, denn ihr Mann hatte in nur 17jähriger Berufszeit lediglich 13½ Versicherungsjahre aufzuweisen. 3½ Jahre lang hatte Herr Schmitt, da er in der

Ausbildung und einige Zeit krank gewesen war, keine Beiträge zur Invalidenversicherung gezahlt. Ab 1. Januar des kommenden Jahres soll Frau Schmitt 119,40 DM im Monat bekommen.

In diesem Zusammenhang sei eine Schwierigkeit angesprochen. Für die Übergangszeit ergeben sich bei einem Teil der heutigen Rentenbezieher Schwierigkeiten, weil keine ausreichende Beitragsleistung vorliegt. Die Regierungsvorlage hatte bereits durch eine sogenannte Besitzstands-klausel sichergestellt, daß keine neue Rente niedriger sein kann als die alte. Über die Bestandswahrung hinaus sollen aber nun diesen Rentnern Mindestaufbesserungen gewährt werden, so daß alle Rentner eine Erhöhung ihrer Bezüge erfahren. Unter Einschluß dieser Mindestaufbesserung würde der effektive Mehraufwand nach der Regierungsvorlage im Jahr 1957 insgesamt 3,7 Mrd. DM ausmachen.

Nicht nur die Altersrenten, sondern auch die Invaliditätsrenten sollen im Zuge der Rentenreform verbessert werden. Die Planungen lassen sich am besten wiederum an einem praktischen Beispiel erläutern:

Wenn jemand mit 15 Jahren der Sozialversicherung beitrat und mit 30 Jahren als Vollinvalid nicht mehr arbeitsfähig ist, dann wird bei seiner Rentenberechnung unterstellt, daß er bis zum 55. Lebensjahr Beiträge zur Sozialversicherung entrichtet hätte. Auf diese Weise hätte er 40 Versicherungsjahre, so daß auch er auf 60 Prozent käme. Bei der Vollinvalidität gilt also der gleiche jährliche Steigerungssatz von 1,5 Prozent wie bei der Altersrente. Ist jemand noch beschränkt arbeitsfähig, so beläßt sich der jährliche Steigerungssatz statt auf 1,5 Prozent auf 1 Prozent.

Eine Witwe oder ein Witwer (wenn die Frau überwiegend das Einkommen verdient hatte), die nicht mehr erwerbsfähig sind, das 45. Lebensjahr vollendet haben oder mindestens ein Kind in ihrem Haushalt erziehen, erhalten nach dem Regierungsentwurf 60 Prozent der Rente, die dem verstorbenen Versicherten zugestanden hätte. Für Witwen und Witwer, die noch einer Berufstätigkeit nachgehen können, sind 40 Prozent der Versicherungsrente vorgesehen. Stirbt der Versicherte in frühem Lebensalter, wird die günstigere Berechnungsgrundlage einer Vollinvaliditätsrente genommen.

Die bisherige Darstellung beschäftigte sich mit der erstmaligen Festsetzung einer Rente. Es muß der Vollständigkeit halber noch hinzugefügt werden, daß die Renten auch nach ihrer erstmaligen Festsetzung, also während ihrer Laufzeit, von Zeit zu Zeit überprüft und der Wirtschaftsentwicklung angepaßt werden sollen. Dabei ist der Grundgedanke der, daß der Rentner auch weiterhin einen gerechten Anteil am steigenden Wirtschaftsertrag haben soll.

BLOCKSTRASSE

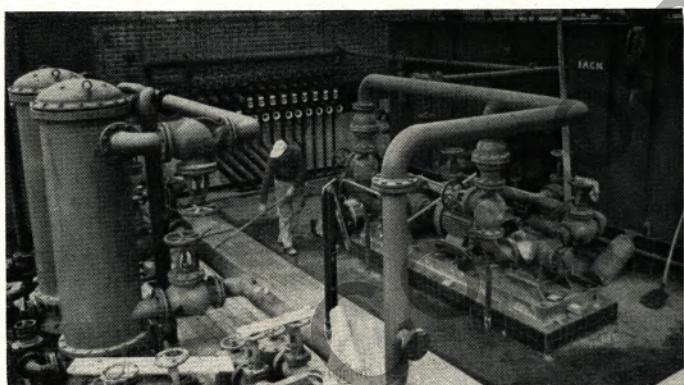


5.9.

Der Umbau der Blockstraße 2 hat begonnen! Die Arbeit an der Blockstraße steht zwar noch nicht still, Block auf Block geht immer noch durch die Walzen. Dennoch werden im ersten Abschnitt des Umbaus schon die Fundamente für die Schere ausgebaggert. Gewaltige Erdmassen müssen bewegt werden. Am 20. November soll der gesamte Umbau beendet sein! Tag und Nacht muß ununterbrochen gearbeitet werden, um den Termin einzuhalten.

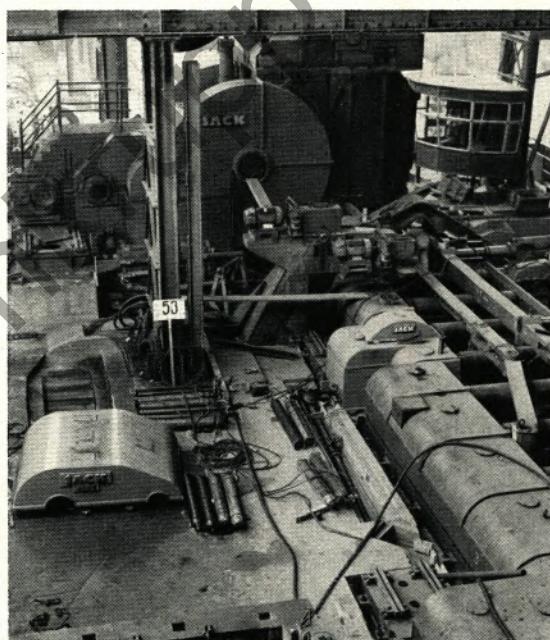
27.10.

Sämtliche Maschinen der neuen Brammenstraße werden auf Öldruckschmierung umgebaut. Hierfür wurde eigens eine neue Ölzentrale gebaut. Die Zentrale hat zwei Behälter mit einem Fassungsvermögen von je 25 000 Liter. Sie ist sowohl fertig. Nur noch Verschönerungsarbeiten werden verrichtet. Auf unserem Bild werden die Bodenplatten im Inneren der Zentrale gelegt.



6.11.

Die Kabelverlegungen in den unterirdischen Kabelkanälen stehen ein wenig im Schatten der Umbauarbeiten „über Tage“. Über 40000 Meter Kabel müssen hier unten verlegt werden.



7.11.

Ein Blick auf die neue Sack-Schere. 1500 Tonnen beträgt der Maximaldruck, den die Schere beim Schneiden entwickelt. Der Scherenständer wiegt, ohne die inneren Teile, allein schon 85 Tonnen. Brammen bis zu anderthalb Meter Breite und 250 Millimeter Dicke sowie Blöcke von 700 Millimeter Breite und 500 Millimeter Dicke werden hier nach rund zwei Wochengeschnitten. Die insgesamt 350 Tonnen schwere Schere ist über 9 Meter hoch.

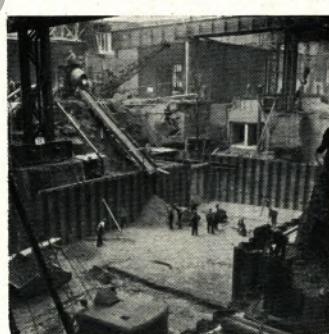
8.11.

Der Termin für das Ende der Umbauarbeiten rückt langsam näher. In knapp zwei Wochen soll die neue Brammenstraße in Betrieb genommen werden. Pausenlos geht die Arbeit weiter. Noch bleibt viel zu tun. Aber die verantwortlichen Leute sind zuversichtlich: „Wir werden es schaffen!“ Unser Bild zeigt einen Blick von hinten auf das neue Brammengerüst und den Arbeitsrollgang hinter der Straße. Aus dem Schacht vorn werden die schweren Sinterbrocken, die schon einmal in den Rollgang fallen können, wieder herausgehoben.

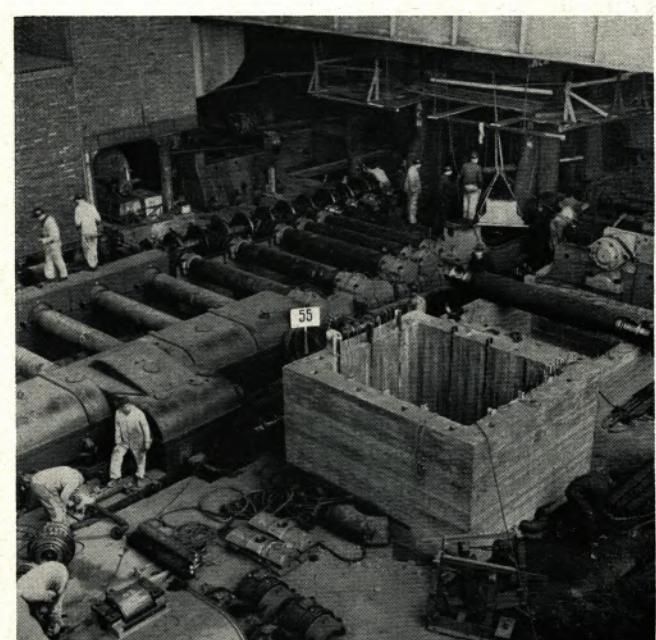


**17.9.
4.10.**

Mit aller Gewalt geht es an die Fundierungsarbeiten für das Walzgerüst und auch für den Arbeitsrollgang.



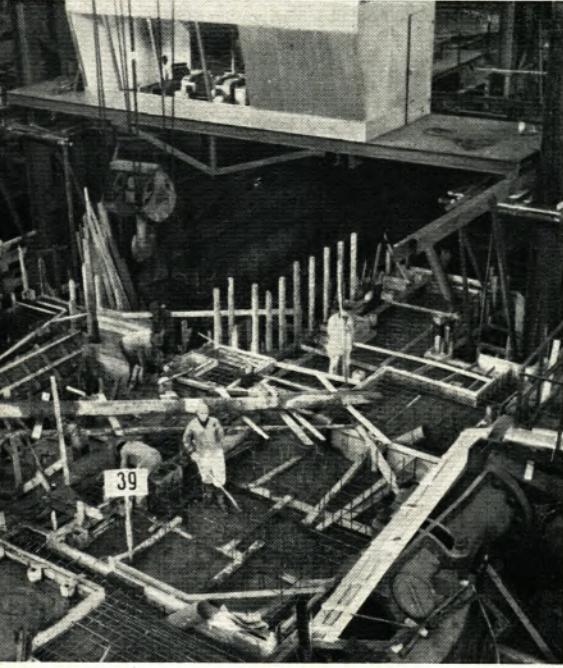
23.10.



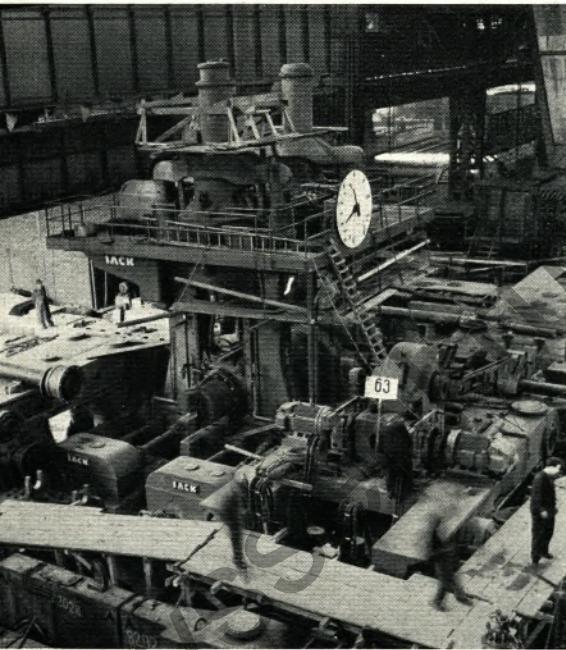
SE 2 WURDE UMGEBAUT

rieb gesetzt. Umfangreiche neue Brammenstrasse wurde eingehalten. Es fehlen, da während der Umbauarbeiten, das mußte sich auf

die gesamte Erzeugung des Werkes auswirken. Der Umbau der Blockstraße 2 war eine technische Leistung. Schon vom 1. September an, als die Straße noch in vollem Betrieb war, wurden ohne Unterbrechung des Walzbetriebs in einem ersten Bauabschnitt die Fundamente für die neue Schere ausgebaggert. Noch vor Ablauf von drei Monaten war der Umbau beendet: Die Walzen drehen sich wieder!

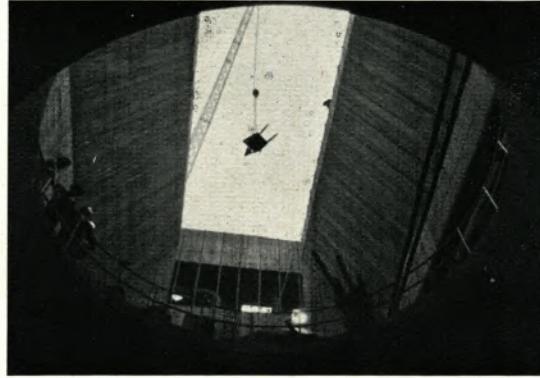


Am 15. September, auf die Minute genau um 6 Uhr morgens, wurde die alte Blockstraße 2 außer Betrieb gesetzt. Zügig gingen nun die Umbauarbeiten voran. Das Blockstraßenfundament ist, wie unser Bild zeigt, zum Teil schon vergossen. Im Hintergrund des Bildes die neue Steuerbühne, von der aus der 5500-PS-Antrieb gesteuert wird.



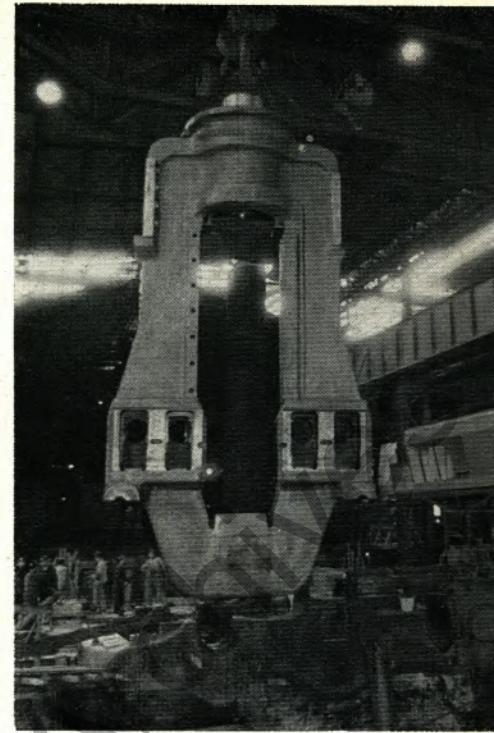
Das Brammengerüst steht, die Walze ist eingebaut! In einigen Tagen wird die Arbeit an der neuen Brammenstraße, der ehemaligen Blockstraße 2, wieder aufgenommen. Die Termine der einzelnen Bauabschnitte konnten eingehalten werden. Auf unserem Bild ist im Vordergrund rechts sie für die Kantvorrichtung auf dem Verschiebelineal zu sehen.

6 Uhr: die neue Brammenstraße, die Blockstraße 2, ist in Betrieb! Ab morgen wird richtig gewalzt. Bereits in den Abend vom 19. zum 20. November sind die drei Blöcke gezogen worden. Das geschah nachts um 1.30 Uhr. Dank des unermüdlichen Einsatzes aller am Umbau Beteiligten konnte der Termin eingehalten werden. Die Walzenden drehen sich wieder! Die Brammenstraße läuft! Der Betrieb ist eine Leistung, die nicht genügend hervorgehoben werden kann.



24.10.

Inzwischen ist das neue Sinterbecken längst fertiggestellt. Es soll auch für die Blockstraße I und die Fertigstraßen dienen. Wegen des Grundwassers mußte der Eisenbetonbau auf der Erde errichtet werden und dann im Caissonverfahren versenkt werden.



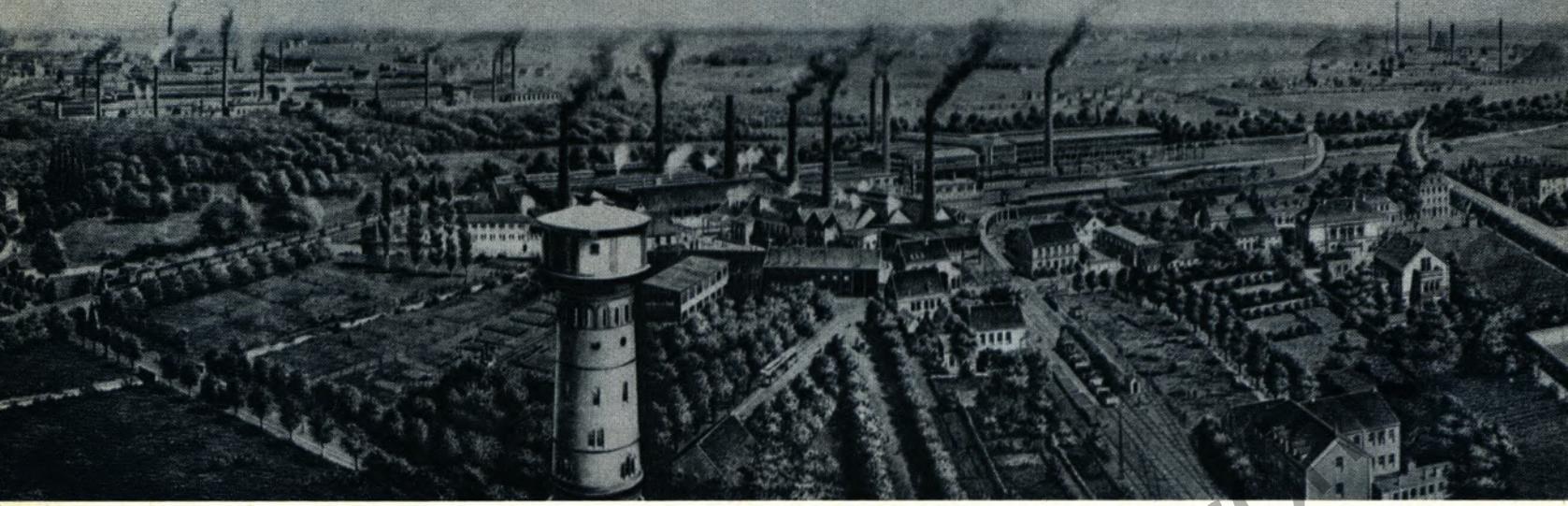
26.10.

Einer der 9 Meter hohen und 130 t schweren Walzenständer ist eingetroffen. Lieferfirma ist die Maschinenfabrik Sack. Der Ständer hängt im Kran.



22.11.

Die neue Brammenstraße, die Blockstraße 2, ist in Betrieb! Ab morgen wird richtig gewalzt. Bereits in den Abend vom 19. zum 20. November sind die drei Blöcke gezogen worden. Das geschah nachts um 1.30 Uhr. Dank des unermüdlichen Einsatzes aller am Umbau Beteiligten konnte der Termin eingehalten werden. Die Walzenden drehen sich wieder! Die Brammenstraße läuft! Der Betrieb ist eine Leistung, die nicht genügend hervorgehoben werden kann.



GHH: Ein Weltunternehmen entsteht

13. Fortsetzung: „Wie Oberhausen entstand“

Den letzten Bericht unserer Fortsetzungsreihe „Wie Oberhausen entstand“ schlossen wir in Ausgabe 17/56 mit einem Hinweis auf Maria Kunigunde, Fürstäbtissin des reichsunmittelbaren Hochstiftes Essen und letzte souveräne Landesherrin auf Altoberhausener Gebiet.

Um 1800 herum gab es im ganzen Essener Gebiet und auch im kurkölnischen Vest (Osterfeld) nicht weniger als 165 Feiertage (einschl. der Sonntage) im Jahr. Praktisch bedeutete das, daß fast an jedem zweiten Tage nicht gearbeitet werden durfte. Maria Kunigunde sah darin eine der Ursachen der großen Armut der Bevölkerung. Es gelang der Äbtissin gegen den wütenden Widerstand der verschiedenen Zünfte unseres Gebietes, die an der Beibehaltung der vielen Feiertage wegen des Alkohol-, Kuchen- und Kleiderverbrauchs interessiert waren, 18 Feiertage im Einvernehmen mit Papst Urban VII. abzuschaffen.

Gleichzeitig erkannte Maria Kunigunde, daß die durch die Vielzahl der Feiertage entstehende Freizeit die Ursache von Nachbarschaftsmäuseien und Gemeinschaftsvergnügen war, bei denen die Bevohner ihre Armut durch Verschuldung bei den Wirten, Bäckern, Schneidern vergrößerten. Sie verbot daher alle „Gaukeleien“ auf öffentlichen Plätzen, ferner alle Glücksspiele. Sie griff besonders auf einem Gebiete durch, das als „Nachbarschaftsbrauch“ die arme Untertanenschicht immer wieder zu Ausgaben zwang. Sie verbot das von der Zunft geförderte Tragen „großer Trauer“. Nur noch ein dunkler Mantel und für die nächsten Verwandten ein Flor am Arm, für die Frauen ein Florluch um den Hals, waren gestattet. Auch der niedrige Adel hatte sich daran zu halten. In den Wohnungen durften die Möbel, in den Kirchen die Stühle und Bänke nicht mehr mit schwarzem Stoff überzogen werden. Verlobungen, Brauteinführungen und Hochzeiten durften nur

noch einen Tag (bis 9 Uhr abends) dauern, nur „mit einem mäßigen Essen und einem gewöhnlichen Trunk“ verbunden sein und mußten „auf nur noch 16 feiernde Personen“(!) beschränkt werden. Der Grund: selbst an den Arbeitstagen wurde wegen der Strapazen solcher Festtage nicht gearbeitet. Ferner führte Maria Kunigunde die Luxus- und die Kaffeesteu ein, die beide nur die besitzende Schicht trafen.

Noch schwerwiegender war die Reform des hiesigen Gerichtswesens. Kein Bewohner konnte gegen ein Urteil an eine höhere Instanz appellieren. Es gab keine. Die Äbtissin ordnete, daß die fürstliche Kanzlei des Stifts dem bestehenden Landgericht in Essen, das auch für das Altoberhausener Gebiet zuständig war, übergeordnet wurde. Jeder konnte an diese obere Instanz gehen. Der Schlenidian bei den Gerichten war für heutige Begriffe unvorstellbar: die Räte (Richter) erschienen völlig unvorbereitet zu den Sitzungen, sie verließen die Sitzungen nach Belieben, übertrugen die Verhandlung den Schreibern und führten keine Protokolle.

Maria Kunigunde räumte mit all dem auf. Sie erschien selbst überraschend in den Sitzungen und kontrollierte. Natürlich brachte sie alle Räte, auch die adeligen Damen des eigenen Kapitels, am meisten aber die Kanoniker, gegen sich auf. Diese hatten verbriehte Vorrechte und verlangten, ihre Angelegenheiten nur bei der Kanzlei zu erledigen. Die Äbtissin war nicht mächtig genug, diese Vorrechte zu brechen. Sie mußte 1787 nachgeben und die Kapitelsmitglieder wieder in ihre alten Privilegien einsetzen.

Genau so schwer war ihr jahrelanger Kampf gegen die erstarrten, vom Geist der neuen Zeit überhaupt nicht berührten Zünfte, die sich als das schwerste Hemmnis auf dem Wege zur Auflockerung und Anpassung der wirtschaftlichen und unternehmerischen Kräfte erwiesen. Die Zünfte, Gilden und Ämter bildeten in ihrer

Gesamtheit ein Monopol. Diese überholten Nutznieder einer jahrhundertealten Tradition waren auch die erbitterten Gegner aller Versuche, neue Industrien anzusiedeln oder die bestehenden Verkehrsmöglichkeiten zu verbessern. Es gab die Kaufgilde (Handel), die Fettgilde, das Wollamt, das Bäckeramt, das Schmiedeamt, Schneideramt, Schreineramt, Hutmacheramt, Tuchscheramt, Leinenweberamt, die Silber- und Goldschmiedezunft und die Chirurgen- und Barbierzunft (!). Im ganzen Stiftsgebiet diktierten ferner die Schusterzunft in Borbeck, Steele und Altenessen, die Weberzunft in Essen. Gegen die Kurzsichtigkeit und den Egoismus dieser Organisationen, die auf verbrieftes Recht pochten, war die Äbtissin machtlos.

Nach den Bestimmungen des Reichsdeputationshauptschlusses 1803 kam dann das Fürstentum Essen unter preußische Herrschaft. Viele Briefe schrieb Maria Kunigunde, die die Wohlfahrt der breiten Bevölkerung ehrlich hatte fördern wollen, an den Preußenkönig, bis 1815 (nach dem Zwischenspiel der Besetzung durch Murats Truppen) die endgültige Vereinigung mit Preußen erfolgte. Am 8. 4. 1826, als die neue Industriezeit schon spürbar von den Werken der GHH an der Emscher und in Sterkrade geformt wurde, starb sie in Dresden, woher sie einst gekommen war.

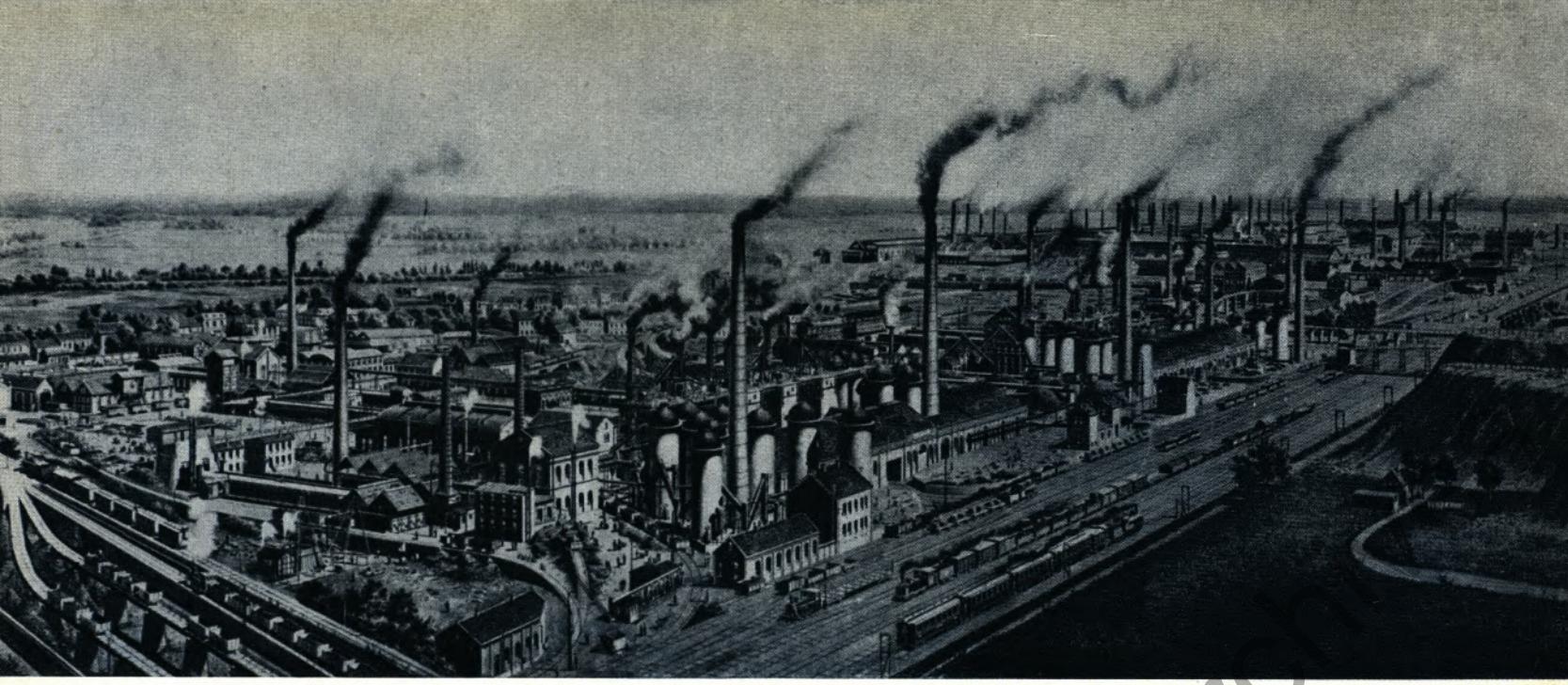
So also war es, als die Anfänge der GHH in Sterkrade und Altoberhausen sich entwickelten. Die Industrie veränderte in ihrem Wachstum alles, was heute Sterkrade, Osterfeld und Oberhausen heißt, sie hatte die Entstehung dieser Städte im Gefolge. Die GHH aber wuchs bis zur neuen Jahrhundertwende zur Weltbedeutung. Ihre höchste Kraft, ausstrahlend auf fast 100000 Arbeitsplätze, erreichte sie unter dem Mann, der im Ehrenbürgerbuch der Großstadt Oberhausen verzeichnet ist: Paul Reusch.

*
Wohl wurden die Oberhausener und Sterkrader Stammwerke schon im 19.

Jahrhundert gelegentlich als Unternehmen von „europäischer Bedeutung“ charakterisiert. Aber hier waren die technischen Fortschritte und die Produktionserfolge innerhalb eines Bereiches gemeint, der im wesentlichen lokal überschaubar und in der Ausdehnungstendenz horizontal, d. h. in der Ebene gleichgearteter Produktionsziele blieb.

Zu Beginn des neuen Jahrhunderts verschoben sich nun alle Grundlagen. Die Struktur der Unternehmen veränderte sich, es entstand auch ein neuer Typ von Industriellen. Die eigentlichen Besitzer, die Inhaber der Aktien, traten als Akteure und Repräsentanten in den Hintergrund. Die Generaldirektoren und Direktoren, heute vielfach Manager genannt, kamen „zum Zuge“. Genauer gesagt: die Entwicklung machte sie notwendig. Warum?

Ein einziger Hinweis genügt, um darzutun, daß selbst so großartige Unternehmerschöpfungen wie die GHH Oberhausen (einschließlich der heutigen HOAG und der heutigen Bergbau AG Neue Hoffnung) wie eine behäbige Idylle anmuten gegenüber den Gebilden, die in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts entstanden: Man nannte sie Konzerne. Es ist klar, daß hier, zum Unterschied vom voraufgegangenen Jahrhundert, etwas ganz Neues entstanden war. Dies Neue beendete in der Industrie die Epoche der „Patriarchen“. Es verlagerte notgedrungen die Erledigung sozialer und menschlicher Fragen in die Bürokratie. Persönliche Nähe zu den Arbeitern, wie sie beispielsweise noch unter Wilhelm Lueg und Franz Haniel, besonders aber in den Anfängen unter Jacobi, möglich und vorhanden gewesen war, wurde unmöglich. In der Spitzte der Konzernaufbauten konnte höchstens der Geist der Haltung zum Sozialen und Politischen auf einen Generalenner gebracht und an Beauftragte nach unten delegiert werden. Wir werden sehen, daß die Menschen an der Spalte nicht nur Jäger, sondern auch Gejagte waren.



Dies ist vorauszuschicken, wenn hier ein gerechtes, d. h. richtiges Bild der Arbeit, Leistung und Haltung des Mannes gezeichnet werden soll, der die Oberhausener GHH über die Grenzen der Stadt bis nach Süd- und Norddeutschland, ja bis zur Donau hin ausdehnte und einen weltgültigen Begriff aus dem Zeichen GHH mache.

Persönlichkeiten wie Reusch, deren Eingriff in die Entwicklung die natürlichen Interessen von vielen tausend Einzelmenschen — 80000 Menschen umfaßt heute noch der GHH-Aktienverein —, aber auch die Organisationen, die Politik, die Gesellschaftsordnung, die Ideologien und Weltanschauungen berührt, werden immer im Licht tendenziös dirigierter Scheinwerfer stehen. Man wird aus taktischen Gründen versuchen, sie ins Übermaß zu steigern, um von dem schweren Druck der Macht sprechen zu können, den sie ihre Gegner auf dem Felde des sozialen Kampfes spüren ließen. Man wird diese komplexen Erscheinungen der „technokratischen Epoche“ andererseits simplifizieren zu bloßen Herrennaturen oder Raffern, man wird ihre Grundsätze und ihren Charakter gern an ihren persönlichen Einkünften und ihrem Lebensstil messen und ihnen die Villa verübeln, die man der Filmschauspieler gleich zweimal zugesteht.

Es genügt, zu fragen, ob wohl ein vernünftiger Mensch das Lebenswerk eines Mannes wie Paul Reusch ungeschehen machen möchte inmitten einer wirtschaftenden Welt, in der die Erscheinungsformen der Industrie das Ergebnis äußerster Konzentration auf Zweckmäßigheit, Sicherheit, Wirtschaftlichkeit sind, Eigenschaften, die ihrerseits wiederum hineinwirken in den persönlichen Bereich jedes Arbeitenden. Es ist so, daß wir ja selbst im Zuge der Konzernauflösungen durch die Alliierten erfuhren, daß hier politische und Wettbewerbsgründe gegen den Sinn und die Vernunft der Entwicklung gerichtet waren und daß insbesondere die Trennung von Kohle und Eisen im Oberhausener Raum aller wirtschaftspolitischen Vernunft widersprach.

Von hier aus also läßt sich ein Standpunkt gewinnen, der einer Persön-

lichkeit wie Paul Reusch gerechter wird. —

Was ist nun unter Reusch aus der Oberhausener GHH geworden und wer ist er selbst, den die Stadt Oberhausen schon sieben Jahre nach seinem Auftreten in Oberhausen zum Ehrenbürger mache, der 1942 von den Nazis gezwungen wurde, sein Amt als 1. Vorsitzer des Vorstandes der GHH niederzulegen, der höchste Auszeichnungen von Bundespräsident Heuss erhielt und am 9. Februar dieses Jahres 88 Jahre alt geworden ist?

*

Der Mann, der am 1. April 1905 nach Oberhausen kam und in den Vorstand des GHH - Aktienvereins berufen wurde, war in Industriekreisen bereits bekannt. Im Aufsichtsrat der GHH war damals Franz Haniel (23. 4. 95 bis 16. 6. 1916) Vorsitzender. Neben ihm waren andere Aufsichtsratsmitglieder wie August Haniel, Theodor Böhninger, Eduard Carp, Carl Lueg, Hugo Jacobi, John von Haniel auf den damaligen Direktor der Friedrich-Wilhelm-Hütte in Mülheim namens Paul Reusch aufmerksam geworden. Keiner von ihnen ahnte, daß der Neuberufene im Laufe der Jahre aus der Gutehoffnungshütte einen Konzern von Weltbedeutung aufbauen werde.

Paul Reusch ist am 9. Febr. in Königswiesen in Württemberg als Sohn des Königlich Württembergischen Oberbergrats Hermann Reusch und seiner Frau Marie geb. Riecke geboren. Er ist also von Gebült und Herkunft kein „Preuß“e, obwohl er später oft als „preußischer Typ“ geschildert wurde. Sein Studium absolvierte er an der Technischen Hochschule in Stuttgart, und auch hier ahnte keiner seiner Lehrer, daß in dem damaligen Studenten der künftige Ehrendoktor, Ehrensenator und Ehrenbürger dieser Hochschule vor ihm saß, das kommende Mitglied des Verwaltungsrats des Stuttgarter Ausland-Instituts und der Stuttgarter Königlich-Württembergischen Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften.

Sofort nach Beendigung des Studiums begann die Praxis. Sie führte ihn von den Jenbacher Berg- und Hüttenwerken in Tirol, wo er ein Jahr lang als Ingenieur tätig war, nach Budapest. Hier blieb er von 1891 bis 1895 bei Ganz & Co. Vorher hatte er die

▲ Diese zeitgenössische Zeichnung zeigt die Hütte Oberhausen zu Anfang dieses Jahrhunderts, die Zeit, um die Paul Reusch nach Oberhausen kam. In Blickrichtung von links nach rechts erkennen wir links hinten das Werk Sterkrade; hinter dem Wasserturm das Blechwalzwerk, davor die Essener Straße, die von der Werksbahn überquert wird. Das Werksgasthaus war zu jener Zeit noch nicht gebaut. Ganz im Hintergrund, in der Verlängerung des zweiten Schienenstranges: die Zeche Osterfeld. Jenseits der Köln-Mindener Bahn die Eisenhütte I; hinter den Winderhitzern stellt man bei genauerem Hinsehen das Rauhgemäuer der alten Hochöfen fest. Rechts im Hintergrund sind die Stahl- und Walzwerke Neu-Oberhausen gut zu erkennen.

Dienstplicht beim 1. Bayrischen Feld-Artillerie-Regiment in München abgeleistet. Von Budapest aus ging Reusch, damals 27 Jahre alt, als Oberingenieur nach Mähren an die Witkowitzer Bergbau- und Eisenhütten-Gesellschaft.

Von hier aus erfolgte am 1. 9. 1901 der Sprung ins Ruhrgebiet: als Di-

väter, Väter, Söhne und Enkel waren in Treue dem Werk verbunden, dem Fünften in der Folge der Geschlechter ist das Erbe nun in die Hände gelegt, so kommt in diesen Äußerungen eine ererbte Grundhaltung zum Ausdruck, ein konservatives Festhalten an jenen ehrenwerten, wenn auch — nach dem damaligen Zeugnis des Langnamvereins, dessen Vorsitzender Reusch selbst war — nicht selten überholten Formen welkenden Patriarchentums, das in der Politik und der Wirtschaft eine Einheit sah und in Treue die Dienstbereitschaft an der bestehenden Gesellschaft und ihren Grundlagen.

Männer wie Paul Reusch schonten sich daher persönlich nicht. Sie waren bereit, im öffentlichen Leben zusätzliche Aufgaben zu erfüllen, gewiß auch in dem Bestreben, das wankende Gesellschaftsgebäude zu stützen, aber sicherlich zum Vorteil derer, die als Stadtbürger mit allen Entwicklungsphasen der Werke verbunden blieben, die diese Männer schufen. 1908 wurde Paul Reusch Ehrenbürger der Stadt Sterkrade, 1913 auch der Stadt Oberhausen. Der GHH-Direktor war Stadtverordneter zunächst in Sterkrade, später in Oberhausen. Er hat, das darf hier zunächst gesagt werden, bevor wir den Aufbau des Konzerns der GHH kurz schildern, seine Energie und seinen Einfluß in Angelegenheiten, die für das heutige Groß-Oberhausen ausschlaggebend waren, geltend gemacht (auch im Provinziallandtag).

Wenn der Leser im Verlauf dieses Berichts über die Fülle der Aufgaben in Ämtern und Organisationen staunt, die Paul Reusch mit unsterblicher Gesundheit vom Technischen bis zum Künstlerischen bewältigte, so sei zunächst an einige Wandlungen im Bereich der Stadtentwicklung erinnert, die die industriellen Grundlagen dieser Stadt durch Reusch erhielten. Kr.

(Wird fortgesetzt)



Der Schöpfer des mächtigen GHH-Konzerns: Kommerzienrat Dr. Dr. Paul Reusch. Er begründete die industrielle Weltgeltung des Namens Oberhausen.

rektor an die Friedrich-Wilhelm-Hütte in Mülheim. Er war 33 Jahre alt. Noch nicht vier Jahre später siedelte er als Vorstandsmitglied des GHH-Aktienvereins nach Oberhausen über, wo er Mitte 1908 Vorsitzender des Vorstandes wurde.

Als Paul Reusch 30 Jahre nach seinem Oberhausener Debüt, anlässlich des 125jährigen Bestehens der GHH (5. April 1935) schrieb: „Ich bin für meine Person der Auffassung, daß die Tat mehr ist als der Name und das Werk dauernder als der Mensch“ und auf die Familie Haniel bezogen: „Groß-

DER SCHWARZE HEPHÄSTUS

„Hochöfen“ im Inneren Afrikas

Von den Anfängen der Eisentechnik bis zum heutigen Stand einer hochentwickelten Stahlindustrie hat die Menschheit einen weiten Weg zurückgelegt, und es vergingen dabei einige Jahrtausende. Die Entwicklung nahm ihren Anfang in Vorderasien, wo man zuerst damit begann, aus Erz Eisen zu erschmelzen. Die Ethnographen nehmen an, daß sich von dort, also von einem einzigen Landstrich aus, die neue Technik sehr rasch nach den östlichen Mittelmeerlandern, nach Ägypten und Griechenland, nach Indien und Ostasien und schließlich nach Zentral- und Nordeuropa ausgebreitet hat. Vor etwa anderthalbtausend Jahren erfuhren, vermutlich durch den Kontakt mit Ägyptern und Arabern, auch die Völker Afrikas davon. Während aber bei den Asiaten und Europäern die Technik der Eisenherstellung und -bearbeitung sich im Laufe der Zeit verfeinerte und entwickelte, war das in den abgeschlossenen Gebieten Afrikas, wo der Kontakt mit anderen Rassen fehlte, kaum der Fall.

Blutopfer für Dzikile, die Gottheit! Bevor der Ofen entfacht wird, ersicht der schwarze „Hochöfen“ mit einem starken Strohalm ein Huhn und läßt das Blut hellrot über den Ofen fließen. Nachher schlägt er das Huhn grausam und kraftvoll gegen das Ofengemauer, wirft es in den Sand, und alle Schmiede schauen voller Spannung, wie das verendende Tier seine Beine bewegt, denn daraus ist abzulesen, ob das Opfer angenommen wurde und das Werk gelingen wird.

Nachdem der Ofen gereinigt und zum Teil schon mit Holzkohle beschickt ist, wird mit Lehm die Öffnung zugemauert. Im Inneren erkennt man die Tonröhre, durch welche der Wind vom Blasebalg aus auf den Grund des Ofens geleitet wird. Da die Röhre durch das glühende Holzkohle-Erz-Gemisch geführt wird, erwärmt sich die Luft, wodurch sich — genau wie bei unseren Winderhitzern — die Wirkung dann erhöht.





Bevor die Öffnung ganz zugemauert ist, wird das Feuer im Ofen angezündet. Vorläufig enthält der Ofen nur Holzkohle. Erst nach allerhand Zaubersprüchen und magischen Formeln wird, wenn die Kohle glüht, das Erz von den „Hüttenleuten“ hinzugeschüttet.

So ist nun heutzutage die Begegnung mit dem schwarzen Hephaestus, dem Negerschmied, der sein „Eisen kocht“, deshalb besonders reizvoll und erregend, weil man dabei sozusagen einen Sprung um ein Jahrtausend zurück tut und Einblick in eine primitive Technik erhält, die wohl bei uns nicht viel anders ausgesehen hat. Im Mandara-Bergland Nordkameruns findet sich in den einsamen Tälern jenes abgelegenen und wenig bereisten Gebietes eine von der Neuzeit überhaupt nicht beeinflußte Eisenkultur. Dort, fern aller Kräfte der Technik und Zivilisation, rauchen die „Hochöfen“ der Matakam, eines dürtig bekleideten Negerstammes.

Einst, so erzählen sich die Stammesangehörigen, als der Stamm der Matakam noch sehr klein war, da saßen die Männer alle zusammen unter der weiten Krone eines mächtigen Schattenbaumes, unter dem sie bequem Platz hatten. Sie schüttelten die untersten Äste des Baumes, und es fielen einige Früchte herunter. Und die Männer nahmen sie in die Hand. Aber sie sahen, daß sie gar nicht reif waren. Bei einem Manne jedoch geschah ein Wunder, denn in seiner Hand wurde die harte Frucht sofort weich und reif, und da sagte Dzikile,

kochen. — (Es fällt auf, daß fortwährend von Schmieden die Rede ist. Aber es ist hier nicht anders als zu Anfang der europäischen Entwicklung, die Schmiede — denken wir an Wieland oder den aus dem Nibelungenlied bekannten Schmied Mime — machten ihr Eisen selber. Sie konnten nicht nur schmieden, sondern verstanden es auch, Eisenerz in selbstgebauten Öfen zu Metall zu reduzieren. Ähnlich ist das heute noch bei einigen in der Wildnis lebenden Negervölkern.)

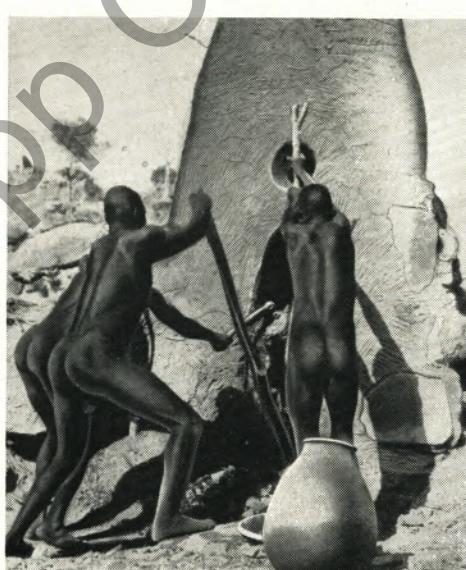
stellung. Zauberei nämlich gehört zur Arbeit der schwarzen Hüttenleute wie irgendein gewöhnlicher Handgriff, denn ohne die Hilfe der Ahnen und Götter wird das Werk nicht gelingen. Gleichzeitig ist der Schmied Leiter der Totenfeiern und Totengräber, und nur er wagt, einen Leichnam zu berühren. Demgegenüber fungiert nach altem Matakam-Brauch die Frau des Schmiedes als Hebame. So ist der Schmied auf verschiedene Weise Mittler zwischen den Lebenden und den



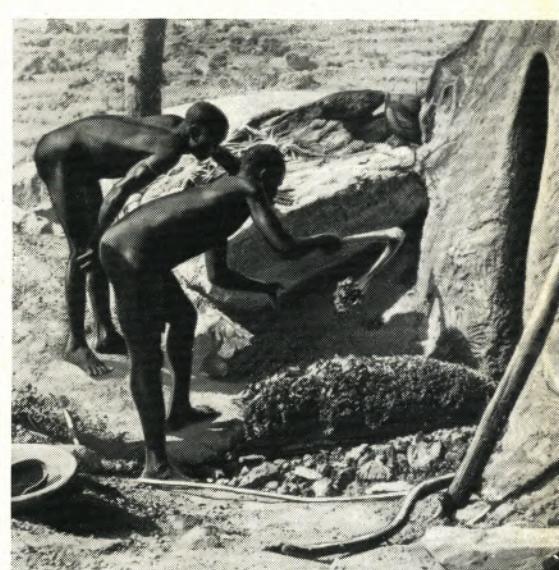
Gesamtansicht eines Hochofens der Matakam-Neger. Oben sitzt der Blasebalg-Mann und traktiert seine Felle. Durch das über der Ofenöffnung zu erkennende kreisförmige Loch wird der Ofen in regelmäßigen Abständen beschickt. Aus einer Tonschale wird etwa alle 20 Minuten Erz und neue Holzkohle hinzugeschüttet.



Die Arbeit ist in vollem Gange. In wildem Rhythmus hämmert der Blasebalg-Mann auf die Ziegenfelle ein. Er singt dazu und ahmt das Geräusch des Blasebalges nach. Begleitet wird er von einem Harfenspieler. Gesang und Harfenklänge sind nicht nur dazu, den Blasebalg-Manne rhythmisch anzufeuern, sie besitzen nach Ansicht der Matakam magische Wirkung.



Der Abstich beginnt. Mit vereinten Kräften brechen die Matakam das Lehmgemäuer aus der Ofenöffnung heraus und schlagen die angeseinterte Vorwärmröhre weg, soweit sie nicht einfach weggeschmolzen ist. Ab und zu springt einer zur Seite, weil ihn Funken getroffen haben. Die „Arbeitskleidung“ ist höchst primitiv, Schutzanzüge kennt man hier nicht.



Da liegt nun das Resultat der wilden und anstrengenden Bemühungen, ein zentnerschwerer Klotz. Die Metallurgier nennen diesen Klumpen eine Luppe. Er ist noch kein reines Eisen, sondern eine Mischung aus nußgroßen Eisentropfen, Schlacke, unverbrannter Holzkohle und Sand. Aus der zertrümmerten Luppe sucht der Schmied alle Eisenbrocken zusammen.

der Gott: „Das ist der richtige Mann, du wirst Schmied.“ Und er machte ihn stark, lehrte ihn die Kunst, Eisen zu kochen und das Orakel zu stellen. Alle anderen Schmiede sind nun die Nachkommen dieses einen Mannes, und deshalb sind alle Schmiede Brüder, und keiner im Stämme, der nicht zur Familie der Schmiede gehört, darf Eisen

In der Tat nimmt der im Inneren Afrikas lebende Schmied — oder besser gesagt: Hüttenmann — unter seinen Stammesgenossen eine Art sozialer Sonderstellung ein. Sein Handwerk bringt ihm nicht nur materielle Vorteile, sondern verhalf ihm auch, da es ja mit vielerlei magischen Praktiken verbunden ist, zu einer unbestrittenen Führer-

Toten, zwischen Menschen und Göttern, er verkehrt mit den Geistern und ist Schicksalsdeuter und Wahrsager. Kein Matakam darf das Haus eines „Eisenmachers“ betreten, mit ihm aus der gleichen Schale Wasser trinken oder Hirsebrei herausklauben. Nur Kinder von Schmieden dürfen

(Fortsetzung nächste Seite)

Und entzündet Licht in allen Herzen

Von W. SCHLEIP, Blechwalzwerk / Illustrationen M. PEUKERT, Blechwalzwerk

Der alte Mann atmete schwer. In der Rechten hielt er die gefüllte Kohlenkanne, und schon zwei Stockwerke hoch hatte er ohne abzusetzen bewältigt. Dann, auf dem letzten Treppenabsatz, legte er eine kurze Pause ein. Das war sein Pensem.

Er verschlafte einen Augenblick, reckte seinen strapazierten Arm und blickte abschätzend die Treppe hinunter. Dabei kam ihm mit einemmal der Gedanke, seine Verschlaufpause in der nächsten Woche ein Stockwerk



tiefer zu legen. Aber das durfte niemand im Haus erfahren; Frau Siemroth, seine Nachbarin, am allerwenigsten. Erst gestern hatte sie ihm wieder angeboten, daß doch ihr Junge seine Kohlen mit heraufbringen könnte. Sie hatte einfach kein Verständnis für seinen Eigensinn, trotz seines Alters mit der schweren Kohlenkanne zu hantieren. Aber die Kohlenkanne war für ihn der Maßstab, was er noch zu leisten imstande war. Nie in seinem Leben hatte körperliche Arbeit ihm Schwierigkeiten bereitet, stets hatte er, wo es not tat, selbst angepackt.

Fast trotzig nahm er die Kohlenkanne wieder auf und stieg das letzte Stockwerk empor. In der Wohnung angelangt, stellte er die Kohlen ab, wusch sich die Hände, machte hier und dort noch eine Verrichtung, setzte die Stühle gerade und legte abschließend eine saubere Tischdecke auf.

untereinander heiraten. So versteht es die Schmiedezunft, sich in jeder Beziehung unentbehrlich zu machen. Wie rote Götzen stehen die Reduktionsöfen der Matacam in der Landschaft. Sie genau zu beschreiben, erübrigtsich, denn die Bilder auf den Vorderseiten vermögen dies besser. Übrigens ist, das lassen die Fotos erkennen, das Blasebalgssystem oben angebracht. Dadurch wird nun eine etwa zwei Meter lange Tonröhre nötig, welche den Wind vom Blasebalg weg auf den Grund des Ofens leitet. Da die Röhre aber durch die glühende Holzkohle geführt wird, erwärmt sich dabei die Luft, ihre Wirkung — ähnlich der Aufgabe unserer Winderhitzer — wird erhöht, weil dadurch die Reduktions temperatur im Ofen steigt. Sie erreicht zwar niemals den Schmelzpunkt des Eisens von rund 1500 Grad, so daß

Sodann nahm er den Tannenstrauß von der Anrichte, schnitt vorsichtig, beinahe andächtig einige Zweige ab und befestigte sie mit einem purpurnen Seidenbändchen vor dem Bild seiner verstorbenen Frau. Danach schmückte er das Bild seines gefallenen Sohnes auf die gleiche Weise. Vor dem Bild seiner Tochter hielt er einige Sekunden inne. Sie lebte, und er war sich nicht schlüssig, ob es schicklich sei, auch ihr Bildnis wie das der Toten zu schmücken. Nach angestrengter Überlegung widmete er auch ihr die Tannenzweige. Sie wohnte weit weg von ihm, mehrere hundert Kilometer nach Norden zu. Sie lebte, ja, aber er war mit den Bildern und seinen Gedanken allein, und heute, am Heiligen Abend, war die Lebende ihm gleich fern wie die Toten.

Der alte Mann ging einige Schritte zurück: er betrachtete prüfend sein Werk, und dann geschah es, daß er aus dem Bild seiner Frau, welches er doch jeden Tag vor Augen hatte, einen neuen Ausdruck festzustellen glaubte, einen Ausdruck, den er vorher nie so deutlich bemerkt hatte: er sah mildvolles Verstehen, sah Verzeihen, sah ihre gütigen Augen, sah tatsächlich ein Lächeln in ihren Mundwinkeln, obgleich der Ausdruck ihres Gesichtes durchaus ernst war. All dies war ihm eigentlich nichts Neues. Alle verstehenden, verzeihenden und gütigen Eigenschaften waren ihr schon zu Lebzeiten eigen gewesen. Jetzt aber, an diesem Heiligabend, kam es ihm vor, als entdeckte er es zum ersten Male. Und er sah das Bild seines Sohnes: ein wenig mager war der Junge zum Zeitpunkt der Aufnahme gewesen; das Feldgrau seiner Uniform machte sein Gesicht noch einen Schein blasser. Die Backenknochen traten leicht hervor; das Kinn wirkte spitz unter den zusammengepreßten Lippen, und seine Augen hatten den fragenden Ausdruck reifer junger Männer, die ob der Rechtschaffenheit ihres Tuns mit sich und der Welt im Zweifel sind.

Wie der alte Mann so dastand, fühlte er allmählich seine Augen feucht werden. Aber er schämte sich dessen nicht und tat auch nichts dagegen. Er vermochte nicht seinen Blick von den Bildern seiner Frau und seines Sohnes zu lassen. Gerade heute fehlten sie

ihm, niemals zuvor war ihm seine Einsamkeit so sehr zum Bewußtsein gekommen. Er wagte nicht zu denken, wie es sein würde, wenn sie noch lebten.

Hastig nahm er sein Taschentuch, wischte sich damit über die Augen und ging auf die Bilder zu. Dann nahm er die Tannenzweige von dem Bild seiner Tochter. Es schien ihm besser so. Die Lebenden, dachte er, soll man selbst schmücken, nicht ihre Bilder.

Den Rest der Tannenzweige stellte er in eine Vase. Er legte einige Fäden Lametta darüber und begann, sich für den Abend zu rüsten. Er holte die Zeitung aus dem Schrank, schnitt eine Zigarre an, legte Streichhölzer zu, holte die eigens für diesen Abend gekaufte Flasche Wein nebst Glas herbei und machte es sich im Sessel bequem.

Bevor er zu lesen begann, blinzelte er noch einmal zu den Bildern hinüber. Es lag ein stilles Lächeln auf seinen welken Lippen, und er fand, daß es nicht gut war, geweint zu haben. Mit Sentimentalität vermochte er sein Alleinsein keinesfalls zu meistern, und Totenkult war ihm seit je zuwider. Er würde schon fertig werden, daran zweifelte er nicht einen Augenblick.

Seine Tochter schrieb ihm immerzu, daß in ihrem Haushalt noch Platz genug für ihn sei, und bat ihn inständig, zu ihr zu kommen. Ja, dachte der alte Mann, ich könnte es dorthin aushalten; auch Gustav, der Schwiegersohn, ist ein ordentlicher Mensch. Alljährlich im Herbst fuhr er für einige Wochen dorthin, und wenn er sich seiner beiden quiklebendigen Enkel erinnerte, mit denen er durch die Wälder streifte und denen er die Spiele seiner Jugend zeigte, wurde ihm warm ums Herz. Es wäre schön, immer dort oben im Norden bei den Lieben zu wohnen; sein Alleinsein hätte ein Ende.

Aber dies hier war sein Zuhause. In dieser Stadt war er geboren, aufgewachsen, zur Schule gegangen; er hatte geheiratet, war in den ersten Weltkrieg gezogen, war heimgekehrt — und geblieben. Und hier hatte er gearbeitet. Sein Leben lang. Fünfzig Jahre. In frühen Jahren hatte er schon mal mit dem Schicksal gehadert, sich fortgewünscht aus dieser Gegend,

auch an eine andere Arbeit gedacht. Aber er liebte diese Stadt, seine Stadt, liebte sie trotz allem: Ihre feurigen Schlünde, die allabendlich den Himmel röten, ihre Häuserschäfte, ihren schweißtriefenden Atem, der vom immerwährenden Rhythmus harter Arbeit kündete, ihren vorwitzigen Wind, der den nie versiegenden Staub vor sich hertrieb. Seine Stadt war mehr als ein Haufen Steine, ein Gerippe von Stahl und Eisen, ein Gewimmel emsiger Menschen, tuten der Sirenen. Seine Stadt war Ausdruck des Schaffens, war der Wille, zu sein.

Hier waren seine Kollegen, mit denen er zusammen gearbeitet, hier das Werk, dem er in guten und schlechten Zeiten die Treue gehalten — und das ihm diese Treue vergalt —, hier lag seine Frau seit drei Jahren begraben, und wo sie war, wollte auch er sein.

Der alte Mann war jetzt einundsiebigzig. Seitdem er pensioniert war, erschreckte er bei dem Gedanken, von hier fortzugehen. Er hatte beschlossen, zu bleiben — und er blieb. Er kam ganz gut allein zurecht; er war mit seinem Schicksal zufrieden. Nur Weihnachten, das Fest der Besinnung, Einkehr und Liebe, stimmte ihn traurig. Er dachte an früher, an die Zeit, da seine Kinder mit verzauberten Augen sich ihrer Geschenke erfreuten, da seine Frau ihn unverhofft unter dem Tannenbaum mit besonderen Gaben überraschte; an all die Stunden festlichen Familien-Zusammenseins erinnerte er sich. Aber er dachte ohne Bitterkeit daran: er wußte sein Leben erfüllt.

Und während er, behaglich seine Zigarre schmauchend, in seinem gemütlichen Sessel saß, vermochte er sich nur schwer auf das Zeitunglesen zu konzentrieren. Gänzlich durcheinander geriet er, als die Haustürklingel stürmisch zu läuten begann. Er stand auf, betätigte den Drücker und wartete an der geöffneten Tür auf den zu dieser Stunde ungewöhnlichen Besuch.

Schon bald kamen sie munter schwatzend die letzte Treppe herauf: Jupp, Franz und Albert, seine früheren Arbeitskollegen. Obwohl der alte Mann seine Lesebrille auf der Nase frug, erkannte er sie an ihren Stimmen, und ein ungewöhnliches Gefühl der Freude durchströmte ihn. Als sie end-

also wie im mittelalterlichen Hüttenwerk keine Eisenschmelze entsteht, sondern eine feigige Luppe, in welcher noch ein Teil der aus dem tauben Material des Erzes gebildeten Schlacke eingeschlossen ist. Ein anderer Teil wird während des Schmelzprozesses als zähflüssige Masse entfernt. Anfänglich enthält die Schlacke noch sehr viel Eisenoxyd, sie ist also schwer; erst wenn die Holzkohle stark glüht, der Ofen richtig erhitzt ist, nimmt das tropfenweise ausgesinterte Eisen etwas Kohlenstoff auf. Dann nimmt auch der Eisenoxydgehalt der Schlacke ab. Während des Reduktionsprozesses, der oft mehr als 24 Stunden dauert, lösen sich die Gehilfen des Schmiedes am Gebläse ab. Sie sitzen oben auf dem heißen Ofen und wären nicht nur der Hitze, sondern vor allem auch den gefährlichen Kohlenoxydgasen aus-

gesetzt, die aus der Gichtöffnung entweichen, falls man beim Ofenbau nicht für einen einfachen, sinnreichen Schutz gesorgt hätte. Die vordere Ofenwand ist nämlich wie ein Kragen nach oben gezogen worden, hinter welcher der Schmied geborgen bei der Arbeit sitzt.

Das Gebläse entspricht dem in weiten Gebieten Afrikas üblichen Doppelschalensblasebalg. Über zwei suppen-schüsselgroßen Becken mit nach oben gebogenen Rändern werden mit einem Strohseil Ziegenfelle in Form von Tüten gebunden und so stark übereinandergelappt, daß seitlich keine „falsche Luft“ hineinkommt oder entweicht. Durch wechselweises Hochziehen und Niederdrücken des Ziegenfells wird die Luft zuerst seitlich angesogen und in die Schalen geführt, dann durch starkes Schlagen

und Drücken in den Ofen hinuntergepreßt. Ein Gebläse also, das ohne Ventile arbeitet.

Das notwendige Erz beschaffen sich die Matacam in Form von Magnetit, einem Eisenoxyd von der Formel Fe_3O_4 , das rund 75 Prozent Eisen enthält. In ausgetrockneten Bachbetten und Flußläufen kennen die Neger genügend gute Stellen, wo sich, während der Regenzeit abgelagert, das grau-schwarze Erzpulver so stark angereichert hat, daß sich das Auswaschen lohnt. Die Holzkohle wird meist direkt am Ofen gemeißelt, dann in nußgroße Stücke zerschlagen. In der Nähe der Öfen, die recht viel Holzkohle benötigen, sind meist die Baumbestände stark gefährdet, wie ja auch bei uns seinerzeit die Schmelzöfen für das Schwinden der Wälder verantwortlich waren.

lich vor ihm standen, schüttelten sie einander in ihrer unkomplizierten Art die Hände, und gar manches Scherzwort wurde schon zwischen Tür und Angel gewechselt. In der Wohnung entleerten die drei Kollegen wortlos ihre Taschen: Jupp, den sie wegen seiner russischen Sprachkenntnisse aus vier Jahren Gefangenschaft Iwan nannten, eine Flasche Dreistern, Franz ein Kistchen Zigarren und Albert eine neue Tabakspfeife.

Angesichts dieser unverhofften Bescherung war der alte Mann keines Wortes mächtig. Er sah beglückt von einem zum anderen, versuchte zu danken, aber ach, er brachte nur ein verständnisloses Gestammel zuwege und lief zu guter Letzt nach einem Korkenzieher und Gläsern.

„Ihr kommt zu mir“, sagte der alte Mann, „Ihr habt Euch meiner erinnert.“ Er sagte es immer wieder, er machte aus seiner Freude kein Hehl.

Franz gab beim Zutrinken die Erklärung: „Weißt du“, sagte er augenzwinkernd, „heute bei der Frühschicht haben wir von dir gesprochen, von dir und den anderen Alten. Ihr gehört doch zu uns. Während wir bei dir sind, besuchen andere den Pitter und den Hein. Ihr sollt doch wissen, daß Weihnachten ist. Du ganz besonders, weil du doch so allein bist.“ „Ja“, sagte der alte Mann, „ja, ich bin, ich...“, statt weiterer Worte schenkte er wieder ein, und seine Hände zitterten, so erregt war er vor Freude.



Und des Erzählens wollte gar kein Ende nehmen. Der alte Mann war begierig, alles Neue vom Betrieb und von den Kollegen zu erfahren. Er fragte nach diesem und jenem, und er fühlte sich plötzlich wieder inmitten der Gemeinschaft versetzt, mit der zusammen er vor Jahren gearbeitet hatte. Arbeit... Er schmeckte das Wort auf der Zunge nach; er dachte an gute und schlechte Zeiten und daran, daß es gewiß kein Vergnügen war, im Hochsommer vor den Öfen zu stehen. Aber er war glücklich, daran erinnert zu werden. An die Kollegen, die Arbeit, all die kleinen und großen Sorgen im Betrieb und an den Feierabend.

Sie waren zu ihm gekommen, hatten ihn nicht vergessen, heute am Heiligen Abend, heute, da er sich so allein

fühlte. Am liebsten hätte er alle drei umarmt, so tief bewegt war er.

Albert war es, der ihn in der frohen Unterhaltung auf einmal ernst ansah und unvermutet die Frage stellte: „Willst du eigentlich heute für dich allein bleiben?“

„Natürlich“, entgegnete der alte Mann, „wohin sollte ich denn heute schon gehen?“

„Aber das kommt ja gar nicht in Frage“, entschied Franz.

„Nein, nein“, sagte der alte Mann abwehrend, „ich würde doch nur stören, heute nicht, ein andermal.“

„Unsinn“, widersprach Albert in seiner knappen Art, „du störst überhaupt nicht, zumal wir keine Kinder haben.“

Bevor der alte Mann eine Entgegnung machen konnte, protestierten Franz und Jupp entschieden. Jeder wollte den alten Mann für sich in Beschlag nehmen.

„Ich habe eine leckere Flasche kaltstehen“, beschwore Jupp den Alten, und Franz erinnerte an seine beiden Kleinen, die jedem ihre Geschenke vorweisen würden. Daran müsse er teilhaben.

Anfangs hatte der alte Mann kopfschüttelnd den Ansturm seiner Freunde abgewehrt, doch schließlich erlahmte sein Widerstand, und er gab sich geschlagen. Gut, er würde mit einem gehen, und sie waren fair genug, ihn nicht mehr zu bestürmen und ihm die Entscheidung zu überlassen. Er entschied sich für Franz, und die beiden

anderen waren darob zufrieden. Sie respektierten die Wahl des Alten namentlich deshalb, weil er und Franz früher Hand in Hand gearbeitet hatten. So etwas bindet, das wußte niemand besser als sie.

Als sie dann aufbrachen, hatte der alte Mann es mit einemmal sehr eilig. Unten auf der Straße verabschiedeten sich Jupp und Albert. Franz ging mit dem Alten in entgegengesetzter Richtung seiner Wohnung zu.

Die Straße war vom Neuschnee ziemlich glitschig geworden, und Franz schob seinen Arm unter den des Alten, um ihn zu stützen. So gingen sie eng aneinandergeschmiegt in die anbrechende Dunkelheit des frühen Abends hinein.

Sie sprachen kaum ein Wort, die beiden, sie, die jahrelang zusammen gewesen waren, verstanden einander auch im Schweigen, und ein Gefühl der Verbundenheit nahm von ihnen Besitz, obwohl der Alte dem Alter nach der Vater des Jüngeren hätte sein können. Sie achteten der kleinen Schneeflöckchen nicht, die lustig durch die windstille Abenddämmerung schaukelten.

Und als schlagartig die Glocken der Stadt zu läuten begannen, bekamen des alten Mannes Augen den leuchtenden Ausdruck verwunderter Kinderaugen unter dem Tannenbaum, und er lächelte still vor sich hin, als er sich das Erlebnis mit den beiden Kindern seines Freundes vorstellte. Er war glücklich. Er wußte sich reich beschenkt.

Der Christbaum der armen Kinder

VON F. M. DOSTOJEWSKIJ

Es war am frühen Morgen. In einem feuchten, kalten Kellerloch erwachte er. Sein Röcklein war dünn, er zitterte vor Kälte; in der Ecke auf dem Kasten sitzend, vergnügte er sich, aus Langeweile zuzusehen, wie der Atem aus dem Munde flog. Und er trat immer wieder an die Pritsche, auf der seine kranke Mutter lag; dünn wie ein Pfannkuchen war die Streu, statt des Kissens hatte sie unter ihrem Kopf irgendein Bündel. Welches Schicksal führte sie hierher? Wahrscheinlich war sie mit ihrem Knaben aus einer anderen Stadt gekommen und plötzlich erkrankt...

Feiertag war vor der Tür, deshalb hatten sich die anderen Kellerbewohner entfernt. Zu trinken hatte er sich im Hausflur verschafft, aber nirgends konnte er ein Krüstchen Brod finden. Er bestaunte das Gesicht der Mutter und wunderte sich, daß sie sich gar nicht regte und so kalt wie die Wand war. Wie kalt ist es hier, dachte er, indem seine Hand auf der Schulter der Toten ruhte. Dann hauchte er auf seine Finger, um sie zu erwärmen, und als er jetzt sein Mützchen auf der Pritsche fand, ging er tappend und leise aus dem Keller.

Gott, was für eine Stadt! So etwas hatte er sein Lebtag nicht gesehen. Wie es hier durcheinanderschwirrt, Pferde, Wagen und Frost! Aus den Nüstern der gehetzten Pferde fliegt der Atem und gefriert in Ringeln; die Hufe schlagen durch den lockeren Schnee an die Steine. Und wieder

eine Straße; ach, was für eine breite! Hier wird man gewiß zertreten. Wie sie alle schreien, laufen, fahren... und Licht, so viel Licht! Was ist das? Was für ein großes Glas! Und hinter dem Glas eine Stube! Und in der Stube ein Baum bis zur Decke — das ist ein Christbaum mit vielen goldenen Papierchen und Äpfeln! Um den Christbaum liegen Püppchen und kleine Pferdchen. In der Stube laufen die Kinder, geputzt, reinlich — und sie lachen und spielen und essen und trinken. Der arme Knabe sieht das alles, wundert sich und lacht.

Jetzt aber fangen ihm die Zehen an den Füßen zu schmerzen an, und die Hände sind ganz rot geworden, die Finger biegen sich nicht mehr und schmerzen beim Bewegen. Da fängt der Knabe bitterlich zu weinen an und läuft weiter. Durch ein anderes Glas sieht er wieder eine Stube, mit Christbäumen ausgeschmückt; auf den Tischen liegen Kuchen allerlei Art, Mandelkuchen, rote, gelbe Kuchen; es sitzen da vier reichgeputzte Damen, jedem, der kommt, geben sie Kuchen, und die Tür geht fortwährend auf; es kommen von der Straße viele Herrschaften herein. Der Kleine schleicht sich an die Tür, öffnet, tritt in die Stube. Hu! wie man ihn anschreit, ihm zwinkt, daß er fortgehen soll. Eine Dame tritt schnell an ihn heran, steckt ihm ein Kopekchen zu und macht die Tür zur Straße auf. Wie der Kleine erschrickt! Das Kopekchen rollt auf die Stufen; er kann ja, um es zu halten, seine Finger nicht

biegen. Schnell läuft er fort, wohin, weiß er selbst nicht. Er kauert sich zusammen, vor Angst kann er kaum atmen. Auf einmal wird ihm so leicht, so wundersam leicht, Hände und Füße schmerzen nicht mehr, Wärme durchdringt seinen Körper, so warm fühlt er sich wie auf dem Ofen. Und jetzt wieder schaut er zusammen... er ist eingeschlafen. Wie gut es hier ist zu schlafen. Und im Traum wird es ihm, als singe über ihm seine Mutter ein Wiegenlied. Mütterchen, ich schlafe. Ach, es ist hier so gut schlafen.

„Komm zu mir zum Christbaum, Knabe“, sagt über ihm eine sanfte Stimme. Der Kleine denkt, seine Mutter rufe ihm zu, aber nein, sie ist es nicht. Jemand beugt sich zu ihm und umschlingt ihn in der Dunkelheit. Und was für ein Licht glänzt ihm entgegen! Oh, was für ein Christbaum! Aber nein, es ist kein Christbaum. Noch nie hat er solch einen Baum gesehen. Alles glänzt, alles blitzt, und ringsherum lauter Püppchen. Aber nein, das sind Knaben und Mädchen in lichten Gewändern, sie fliegen ihm zu, küssen ihn, nehmen ihn mit sich, und er selbst fliegt... Seine Mutter sieht ihn an und lächelt freudig. Mutter!

Mutter! Ach, wie gut ist es hier, Mutter! Und wieder küssen ihn die Kinder. „Wer seid ihr, Knaben? Und wer seid ihr, Mädchen?“ fragt er lächelnd. „Es ist Christi Weihnachtsbaum“, antworten sie ihm. „An diesem Tag hat Christus immer einen Weihnachtsbaum für die Kinder, welche auf Er-

den keinen Baum haben.“ Und der Kleine hört, daß die Knaben und Mädchen solche Kinder gewesen sind, wie er selbst. Und alle sind jetzt hier, alle sind jetzt Engel, alle beim Christ, der ihnen seine Hände entgegenhält, der sie und ihre armen Mütter segnet.



Von London nach Paris

Alfred H. Eberhard (Verkauf) erzählt von einer Fahrt nach England und Frankreich

Es ist auch heute immerhin noch eine Tagesreise bis nach London, wenn man nicht mit dem Flugzeug fliegt. Und trotzdem ist die knapp größte Stadt der Welt vom Ruhrgebiet nicht einmal so weit entfernt wie München. Wenn man allerdings Pech hat, läuft das Weiter die Fahrt mit dem „Boot“ endlos erscheinen, und mancher ist schon beim Katzensprung nach England seekrank geworden.

Im allgemeinen lernt man das Herz des britischen Weltreiches im wahrsten Sinne des Wortes von Grund auf kennen, indem man mit der vorbildlich schnellen „Tube“ (U-Bahn) unter dem unübersehbaren Häusermeer fährt. Mehr sieht man selbstverständlich, wenn man durch die willkürlich gewachsene Stadt zu Fuß geht. Die Gegensätze sind erstaunlich kräftig. Hier die ruhigen Parks, wo die sonst so steifen Engländer ungeniert lagern, da die lärmende Geschäftswelt rund um den berühmten Piccadilly Circus und dort das ehrwürdige Regierungsviertel von Westminster.

Während Paris vom majestätischen Eiffelturm beherrscht wird, gibt es im dreimal größeren London überraschenderweise keine Wolkenkratzer. Aus dem Backsteinwirrwarr ragt das Parlamentsgebäude mit seinen rund 100 Meter hohen Türmen und die Universität im kubischen Stil hervor. Über der City thronen die St.-Paulus-Kathedrale, mit 110 Metern höchster Punkt Londons und eine der größten Kirchen der Welt, sowie die Bank

14 Tage London und Paris — in diesem Bericht schildert Diplom-Kaufmann Alfred H. Eberhard seine Eindrücke. Die Kosten für diese Reise waren ein Stipendium der Industrie- und Handelskammer in Essen. Alfred H. Eberhard von der Abteilung Verkauf erhielt das Stipendium für gute Leistungen bei der freiwilligen Abschlußprüfung des Außenhandelslehrgangs der Industrie- und Handelskammer. Im Rahmen der Fortbildungsmaßnahmen beim Hüttwerk Oberhausen werden auch Angestellte unseres Werkes zu diesen Lehrgängen geschickt. Einen Bericht von Helmut Wilps, Abteilung Einkauf / Rohstoffe, über seine Studienreise durch Schweden veröffentlichten wir bereits in einer der letzten Ausgaben. Helmut Wilps hatte die Prüfung bei der Handelskammer ebenfalls mit „gut“ bestanden.

und der finstere Tower mit der gewaltigen Towerbrücke.

Wie überall in der Welt, so wird auch im Zentrum des Teetrinkerlandes vom Wetter gesprochen. So sehr schlimm ist es aber dort auch wieder nicht. Im Sommer ist es wohl genauso unbeständig und vielleicht etwas kühler als bei uns, Nebel und Dauerregen herrschen aber natürlich erst ab Herbst.

Typisch ist für das konservative England die traditionelle absolute Sonntagsruhe. Im Mutterland des Sports ruht bekanntlich sonntags fast jeglicher Wettkampfbetrieb. Andere merkwürdige Vorschriften erheben den Fremden: der Engländer darf sonntags keine Verträge schließen und kein Mädchen öffentlich küssen!

Wenig erfreulich sind schließlich noch für den Ausländer zunächst das etwas komplizierte alte Währungssystem und die Tatsache, daß man auf den Straßen nicht rechts, sondern links fährt. Dies verwirrt

den Fremden im Anfang oft erheblich.

Wenn man vom nüchtern-disziplinierten London nach Paris kommt, spürt man sofort das überschäumende Temperament der Franzosen. Ein wahrer Höllenlärm erfüllt den Bahnhof bei der Einfahrt des Zuges. Von dort kehrt man vorsichtig zurück in die vertraute „Unterwelt“ und benutzt diesmal die preiswerte und stets überfüllte „Metro“ (die Pariser U-Bahn), um auch die französische Hauptstadt zunächst von unten zu erobern.

Die lebensfrohe Metropole an der Seine — sofern ich recht unterrichtet bin, singt niemand von der „blauen“ Seine — ist das Ziel eines jeden Franzosen. Sie wird wie ein Heiligtum verehrt.

Man lernt natürlich Paris ebenso wie London in acht Tagen nur oberflächlich kennen. Allein für den Louvre, das größte Museum der Welt, braucht man ganz sicher mehr als eine Woche. Wer sich dort nur kurz umsehen will, läßt sich am besten vom Besucherstrom treiben. Er gelangt ganz sicher zu seinen Zielen Venus von Milo und Mona Lisa.

Die Stadt Paris ist systematischer gebaut als das bunt zusammen gewürfelte London. Sie hat einen einzigen Stadt kern, während die britische Hauptstadt mehrere Mittelpunkte hat. Die wesentlichen Bauten spiegeln sich in der Seine, von der stolzen Kathedrale Notre Dame angefangen bis zum höchsten Bauwerk Europas, dem Eiffelturm (300 m). Den Rahmen bilden die Hügel auf beiden Seiten des von ungefähr 30 Brücken im Stadtgebiet überquerten Flusses. Im Norden blickt man vom malerischen Montmartre mit der leuchtenden Kirche Sacré Coeur hinab in das vergnügte Treiben, und vom Piccadilly von Paris, dem Place de l'Etoile, in die strahlende Eleganz der Champs Elysées. Im Süden liegen der Montparnasse mit dem neuen Künstlerviertel und das traditionelle Studentenviertel Quartier Latin rund um den Boul' Mich' und die Sorbonne. Es ist unverzeihlich, wenn man nicht die gepflegten Parkanlagen von

Paris erwähnt, den Bois de Boulogne im Westen, Tuilerien, Luxembourg und Jardin des Plantes im Zentrum sowie den Bois de Vincennes im Osten.

Zum Schluß, wie überall, diesmal die weltberühmten italienischen Worte „quanta costa?“ Wir wollen einen kleinen indiskreten Blick auf die Rechnung werfen. Es ist bekanntlich überall draußen feuer. In London kostet ein Einzelzimmer immer 1 £ (rund 12 DM), das karge Essen ist teuer und nicht



Kleine Straßen auf dem Montmartre, voller Cafés und winziger Läden, führen nach Sacré Coeur (weiße Kuppel im Hintergrund). Vom Montmartre schweift der Blick über das weite Häusermeer der Seinestadt. Ein unvergeßlicher Anblick.

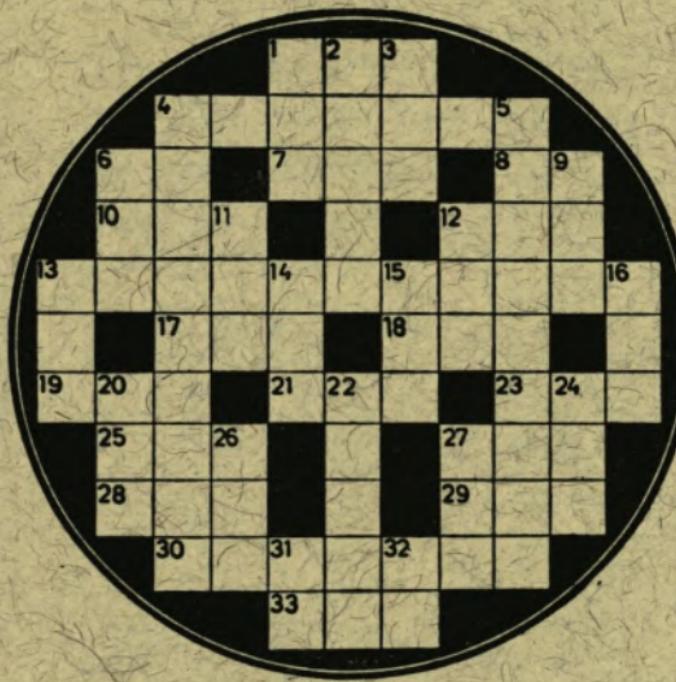
recht nach unserem Geschmack. Die Sehenswürdigkeiten kann man regelmäßig kostenlos besichtigen. Bänke, Stühle und Liegestühle stehen in den Parks unentgeltlich zur Verfügung.

In Paris ist die Unterbringung bei Vorausbuchung etwas preiswerter; das ebenfalls kostspielige Essen ist allgemein reichhaltig und sehr gut. Sonst zahlt man allerdings in Paris hier und dort treu und fleißig: wer die Türe von Notre Dame erklimmen will, zahlt 100 ffrs (DM 1,20), die Fahrt auf den Eiffelturm kostet 200 bis 400 ffrs (DM 2,40 bis 4,80), und wenn man sich irgendwo auf einen Stuhl oder eine Bank setzt, werden 10 bis 20 ffrs (12 bis 24 Pf.) Benutzungsgebühr kassiert. Und Trinkgelder sind einfach überall üblich, es sind quasi die Steuern, die man der Tradition und den Berühmtheiten zahlt.





KREUZWORTRÄTSEL

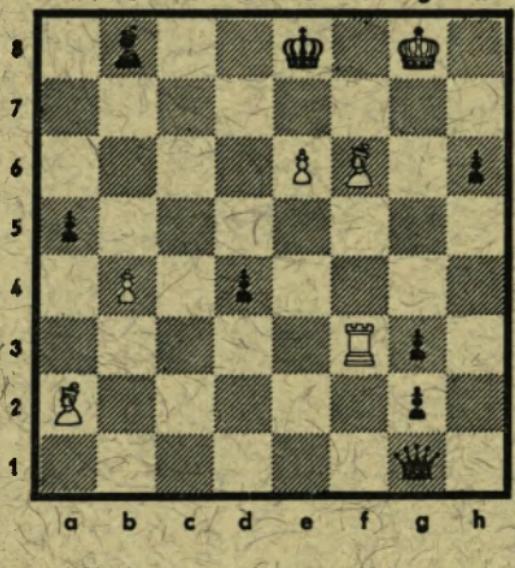


Waagerecht: 1. Straße, 4. Pflanze, die sich auch „Fuchsschwanz“ nennt, 6. französisch „oder“, 7. nicht warm, und nicht kalt, 8. amerikanische Nachrichtenagentur (Abk.), 10. nordische Göttin des Totenreiches, 12. lateinisch „ich liebe“, 13. waagerechte Linie, 17. weibliches Säugetier, 18. nordische Münze, 19. Sportschlitten, 21. Qualitätsbezeichnung, 23. Nebenfluß der Donau, 25. Tonbezeichnung (Halbtön), 27. Ruinenstadt in Kaukasien, 28. Sammler und Komponist von Volksliedern, 29. Abschiedsgruß, 30. Musikinstrument, 33. einfarbig.

Senkrecht: 1. Ein Riese der Tierwelt, 2. Muse der Liebesdichtung, 3. Landschaft, Gebiet, 4. Berg im sächsischen Erzgebirge, 5. Tropenbaum, der Nutzhölz und Arzneimittel liefert, 6. Ausruf des Staunens oder Unwillens, 9. geografischer Punkt, 11. Frauenname in Kurzform, 12. griechische Göttin, 13. Weg des Maschinenkolbens, 14. Gegenteil von Druck, 15. Elend, 16. unbestimmter Artikel, 20. Gedichtform, 22. Papstname, 24. Gegensatz von „immer“, 26. Wintersportgerät, 27. der königliche Vogel, 31. französisch „du“, 32. Abkürzung für den USA-Staat Rhode Island.

SCHACH - PROBLEM

Weiß zieht an und setzt in vier Zügen matt



Kontrollstellung: Weiß: Kg8, Tf3, Lf6, La2, b4, e6 (6 Figuren). — Schwarz: Ke8, Dg1, Lb8, a5, d4, g2, g3, h6 (8 Figuren).

Herr Paffmann kauft einen Weihnachtsbaum

„Paffmann“, droht seine Frau, „daß du mir nur mit einem kleinen Baum nach Hause kommst! Denke an die Nadeln, denke an den Teppich! Denke an die Arbeit!“

Natürlich denkt Paffmann daran, aber die kleinen Paffmänner (und sie sind in der Mehrzahl) fordern in jedem Jahr kategorisch einen großen Baum, der bis zur Decke reicht — mindestens so weit. Und Herr Paffmann schwankt — zwischen den beiden Wünschen hin und her.

Nun, wie in jedem Jahre erhält Herr Paffmann als Familienoberhaupt den Auftrag, den Weihnachtsbaum zu kaufen und, begleitet von allen guten Wünschen der Familie, begibt er sich zum nächsten Händler. Systematisch hebt er alle Tannenbäume, die reichlich plattgedrückt auf der Erde liegen, auf und schüttelt sie, denn Bäume sind in diesem Falle stets vor Gebrauch zu schütteln! Herr Paffmann betrachtet sie eingehend und so, als hätte er sein Leben lang auf Tannenbäume studiert. So wandert er von Stand zu Stand. Sein Auge für passende Bäume wird immer mehr getrübt, bis er schließlich, innerlich zermürbt vom Suchen, aber mit sicherem Griff ein stockartiges Gebilde herausgreift, dem man auch ohne Forstexamen schon von weitem ansieht, daß es bestimmt auf einem Berggipfel gewachsen ist, auf dem der Wind immer nur von einer Seite her ausdauernd blies. Das Bäumchen, das er nun nach Hause trägt, hat den Vorteil, daß es wunderbar nach Tanne duftet, was ihn dazu veranlaßt, es zu Hause als „Edeltanne“ einzuführen.

Bei der Begutachtung der „Edeltanne“ gehen die Meinungen auseinander. Nur in einem sind sich alle einig: daß sie kein Schlager ist.

„Ich sage ja immer, dich muß man schicken“, erklärt Frau Paffmann, „du läßt dir ja alles aufschwätzen!“ Worauf Herr Paffmann tief Luft holt und ingrimmig schwört (und er schwört es in jedem Jahre um die gleiche Zeit): „Also, das sage ich euch! Es war der letzte Weihnachtsbaum, den ich gekauft habe, im nächsten Jahre könnt ihr ja!“ —

Frau Paffmann plädiert nun, zur Sache kommend, dafür, die Blößen des Baumes mit großen Mengen Lametta zu behängen und viele weiße Kerzen anzubringen. Aber das löst einen Entrüstungssturm bei den Kindern aus. Wozu haben sie schließlich in tagelanger Arbeit Sterne und Bordüren geschnitten, geklebt und gekleistert, Tannenzapfen und Nüsse vergoldet? Sie wollen das Werk ihrer Hände auch im Lichterschimmer am Weihnachtsabend sehen.

Herr Paffmann, der als Schiedsrichter angerufen wird, plädiert vor allem für den großen Engel, der unbedingt auf den Baum müsse, den hätten sie zu Hause auch immer gehabt. Im übrigen sei es ihm

ziemlich gleichgültig, ob bunt oder weiß.

Und da Herr Paffmann auch das Amt hat, den Baum zu schmücken, prangt natürlich der Engel auf der Spitze des Baumes. Aber mit den Erinnerungen fällt ihm noch allerlei anderes ein. Die bunten Zuckertringel, die es zu Hause gab, die Äpfel und Nüsse und da er schließlich auch den Kindern ihren Spaß gönnen will . . . ist dieser Baum zum Schluß eine Art Familienmuseum an Christbaumschmuck über mehrere Menschenalter hinweg, und da auch Frau Paffmann nicht zu kurz kommen soll, hat er ihn noch reichlich mit Lametta behängt, mit Wattebüschchen überstäubt und auch weiße Kerzen zwischen die bunten Kerzen gesetzt.

Und alle Paffmänner erklärten am Heiligen Abend einmütig: „So einen schönen Weihnachtsbaum haben wir noch in keinem Jahre gehabt!“

RÄTSEL-AUFLÖSUNG

Kreuzworträtsel: Waagerecht: 1. Weg, 4. Amarant, 6. ou, 7. lau, 8. AP, 10. Hel, 12. amo, 13. Horizontale, 17. Sau, 18. Oer, 19. Bob, 21. gut, 23. Inn, 25. Des, 27. Ani, 28. Erk, 29. Ade, 30. Gitarre, 33. uni. — Senkrecht: 1. Wal, 2. Erato, 3. Gau, 4. Auersberg, 5. Tamarinde, 6. oho, 9. Pol, 11. Lia, 12. Ate, 13. Hub, 14. Zug, 15. Not, 16. ein, 20. Ode, 22. Urban, 24. nie, 26. Ski, 27. Aar, 31. tu, 32. R. I.

Schach-Problem: 1. Tf3—c3, d4—c3; 2. La2—b3, Dg1—a1; 3. Lb3—c2, schwarz zieht beliebig; 4. Läufer setzt matt.



Hans Scholz: Am grünen Strand der Spree. Hoffmann und Campe Verlag, Hamburg. 369 S.

Ein amüsantes, aber zugleich auch zur Besinnung anregendes Zeitbuch von literarischem Rang. An einem gewittrigen Aprilabend des Jahres 1954 treffen sich in einer Bar im Berliner Westen alte Freunde, die sich seit der Vorkriegszeit nicht oder nur flüchtig wiedergesehen haben, und geraten ins Erzählen. So formt sich aus dem, was jeder zum Besten gibt, ein erstklassig gelungenes Panorama deutschen Schicksals.

Alexander Spoerl: Auf dem Busen der Natur. Mit 22 Zeichnungen von Claus Arnold. R. Piper & Co. Verlag, München. 218 S.

Ein nützlicher Roman für Leute im Zelt; ein Campingbuch also. Ein Buch voll guter Laune, in dem der Autor in der von ihm gewohnten Art amüsant und einfallsreich plaudert und obendrein Faustregeln für den Campingfreund aufzählt. Wie man im nächsten Urlaub Fehler vermeidet, ohne sie erst begehen zu müssen, versucht Spoerl mit viel Humor begreiflich zu machen.

I. A. Gontcharow: Oblomow. Karl Rauch Verlag, Düsseldorf. 588 S.

1859 erschien eines der ergreifendsten und eigenartigsten Werke der russischen Literatur: der „Oblomow“ von Iwan Gontcharow. Hier wurde eine Romanfigur erfunden, die ähnlich wie Cervantes Don Quijote Sprichwortcharakter angenommen hat. Oblomow ist das Diagramm einer Rasse, der in seiner Haltung gleichermaßen Lächerlichkeit, Trägheit und den Helden verkörpert.

André Maurois: Patapuf und Filifer. Mit Zeichnungen von Hans Georg Lenzen. Karl Rauch Verlag, Düsseldorf. 94 S.

Wer kennt nicht die reizende Geschichte „Der kleine Prinz“ von Antoine de Saint-Exupéry? In ganz anderer Art, doch ebenso liebenswert, erzählt uns hier

André Maurois das Erlebnis zweier Jungen; dick und bequem der eine, dünn und quälkabelnd der andere. Ein Buch, nicht nur für Kinder, sondern eine treffliche Satire.

Pierre La Mure: Liebe hat viele Namen. Christian Wegner Verlag, Hamburg. 424 S.

Nach seinem Bestseller „Moulin Rouge“, den Roman um Toulouse-Lautrec, greift La Mure wieder nach einem Großen. Er schildert das Leben Felix Mendelssohns, das Ringen des großen Musikers um seine Ehe, glückliche und verzweifelte Abenteuer und schließlich die Bewährung in der künstlerischen Aufgabe. Der Roman ist wieder ein Beweis der lebendigen Erzählergabe des Verfassers.

Mitten durch unser Herz. Bilder und Berichte aus Mittel- und Ostdeutschland. Wilhelm Andermann Verlag, München. 160 Seiten mit 157 Fotos.

In einmaliger Weise verdeutlicht dieser ergreifende Bildband die unfaßbare Teilung unseres Vaterlandes und das erbarmungslose Schicksal Mittel- und Ostdeutschlands. Ein Buch für alle, denen die Wiedervereinigung Herzensangelegenheit ist; zugleich eine Mahnung an die Jugend, daß Deutschland nicht an der Zonengrenze aufhört.

Jürgen Thorwald: Das Jahrhundert der Chirurgen. Mit vielen Abbildungen. Steingrüben Verlag, Stuttgart. 489 S.

Als am 16. Oktober 1846 im Massachusetts General Hospital in Boston mit Hilfe der Narkose die erstescherzfreie Operation gelang, begann das Jahrhundert der Chirurgen. Fesselnd und sachkundig zeigt J. Thorwald anhand der Tagebuchaufzeichnungen des Arztes und Weltreisenden H. St. Hartmann die „Geniestunden“ der großen Pioniere der Chirurgie auf. Alle Angaben wissenschaftlicher Art werden durch ein bis in die kleinsten Einzelheiten gehendes Quellenregister bezeugt.

Antoine de Saint-Exupéry: Briefe an seine Mutter. Karl Rauch Verlag, Düsseldorf. 101 S.

Diese „Briefe an seine Mutter“ sind ein Zeugnis für die Entwicklung und geheim-

Unser Weihnachts-Büchertisch

Irving Stone: Vincent van Gogh. Universitas-Verlag, Berlin. 364 S.

Der Autor, Jahrgang 1903, in Hollywood lebend, legt hier eine Biographie des großen niederländischen Impressionisten vor. Die dichterische Lebensschilderung von Goghs ist ein meisterliches, erschütterndes, im wahrsten Sinne menschliches Buch. Als Quelle zu diesem Lebensroman dienten vornehmlich die Briefe van Goghs an seinen Bruder Theo.

Edzard Schaper: Die letzte Welt. S. Fischer Verlag, Frankfurt a. M. 191 S.

Hier ist das opfervolle Dasein eines russisch-orthodoxen Bischofs dargestellt, dessen Schicksal gleichnishaft für das Martyrium der gesamten Ostkirche steht. Die Geschichte des Bischofs Athanasius ist geschickt mit den Elementen eines Spionagefalls in den baltischen Staaten versetzt. Die innere Selbstbereinigung des Bischofs fällt schließlich zusammen mit seiner physischen Vernichtung.

Die Welt, in der wir leben. Die Naturgeschichte unserer Erde. Mit 280 Farbbildern, 18 farbigen Panorama-Falttafeln und 65 einfarbigen Abbildungen. Drosslersche Verlagsanstalt Th. Knaur Nachf., München und Zürich. 304 S.

Dieses außergewöhnliche Buch gibt eine umfassende Naturgeschichte unserer Erde, angefangen von ihrem Urbeginn vor Jahrmilliarden, vom Werden allen Seins, vom Leben auf ihr und ihrer Stellung im All. Ein unvergleichliches Werk, ebenso anschaulich wie fesselnd, ein erregender Bericht von all den Wundern und Schönheiten dieser, unserer Erde.

Antoine de Saint-Exupéry: Briefe an seine Mutter. Karl Rauch Verlag, Düsseldorf. 101 S.

Diese „Briefe an seine Mutter“ sind ein Zeugnis für die Entwicklung und geheim-

sten Gedanken des Piloten und Dichters Saint-Exupéry, vom ersten Brief des Zehnjährigen bis zu seinem letzten Brief, den er als Major einer Fernauflägergruppe im Jahre 1944 schrieb. Rückhaltlose Offenheit und das Verlangen nach Klarheit über sich selbst lassen das Buch zu einem echten Vermächtnis werden.

Das Bertelsmann-Bildungsbuch. Herausgegeben von der Bertelsmann-Lexikon-Reaktion, Bertelsmann Verlag, Gütersloh. 1888 Seiten, 1118 Abbildungen.

Das Wissen unserer Zeit ist ein riesiger, vom Einzelmenschen nicht mehr zu erarbeitender Stoff geworden. Hier hilft das Bildungsbuch. 32 Wissensgebiete werden von bekannten Vertretern ihres Fachs in Wort und Bild erläutert, sei es Astronomie, Biologie, Physik, Psychologie, Philosophie, Geologie, Meteorologie, Klimatologie, Botanik, Zoologie, Chemie, Mathematik, Geographie, Pädagogik, Soziologie, Volkswirtschaft, Recht, Geschichte, Musik, Theater, Filmkunst oder Sport. Jeder Abschnitt ist straff und übersichtlich zusammengefaßt. Wissensdurstigen Menschen ist das Buch ein wirksamer und nützlicher Heber. Dem Bertelsmann-Verlag sollte man Dank sagen für diese auf das Wesentliche beschränkte Zusammenfassung.

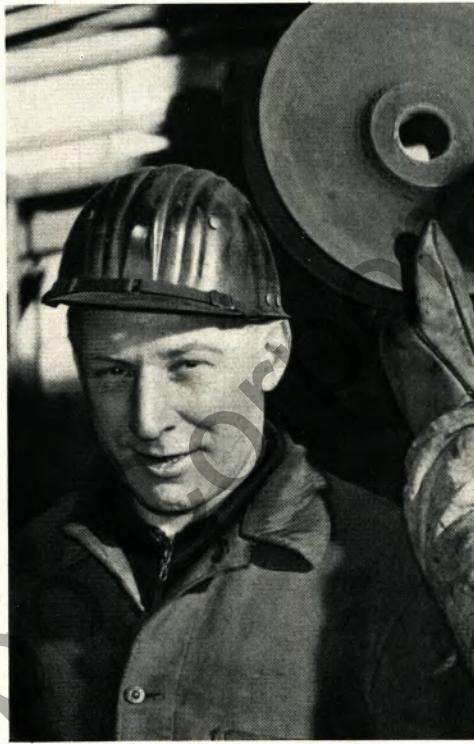
Budd Schulberg: Schmutziger Lorbeer. Diana Verlag, Konstanz. 327 S.

Der Autor sticht hier in eine Pestbeule, in das sportliche Managerwesen. So wie schon Schulbergs „Faust im Nacken“ sich durch krassen Realismus auszeichnete, enthüllt er diesmal in harter, mitleidloser Sprache die üble Geschäftsmacherei im amerikanischen Boxsport. Wenn schon der gleichnamige Columbia-Film Aufsehen erregte, so ist mehr noch das Buch eine erbitterte Anklage gegen die den Boxsport beherrschenden Jobber.

Schnappschüsse



Quer durch die europäischen Länder führte eine musikalische Reise des Männergesangvereins „Sängerbund Hüttenwerk“. Mit großer Sorgfalt und viel Liebe hatte der Sängerbund das Konzert im Werksgasthaussaal vorbereitet. Die tänzerische Ausgestaltung des festlichen Abends lag beim Tanzstudio der Folkwangschule Essen in besten Händen (oben). Der Abend war ein voller Erfolg. Die Sänger (Bild links) erhielten starken Applaus.



Schutzhelme verhinderten schwere Unfälle! Wilh. Schwarz (links), Gießgrubenvorarbeiter im Martinwerk II, wurde von einem sechs Kilogramm schweren Manganbrocken, der aus sechs Meter Höhe aus der Mulde fiel, am Kopf getroffen. In der Sinteranlage auf der Eisenhütte fiel Walter Wandrey (rechts) eine 25 Kilogramm schwere Seilrolle auf den Kopf. Auch er trug einen Helm und wurde nicht verletzt. Wieder zwei neue Beweise: „Helme nicht vergessen!“

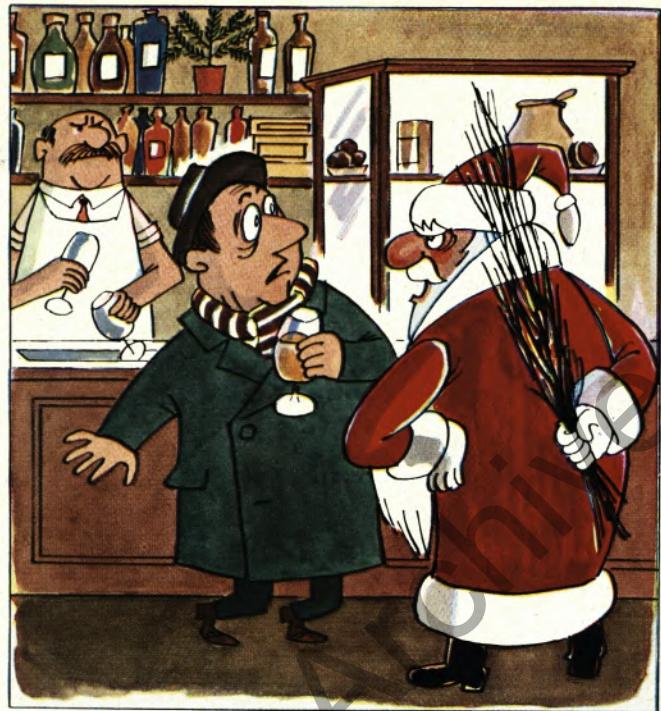


▲ Stadtsiegerin von Oberhausen im 8. Berufswettkampf der Deutschen Angestellten-Gewerkschaft wurde Sigrid Pätz. Die 17jährige Sigrid ist seit knapp einem Jahr Anlernling in der Abteilung Betriebsabrechnung unserer Verwaltung. Von 100 möglichen Leistungspunkten erhielt Sigrid Pätz 95. Auf der Abschlußveranstaltung des DAG-Wettkampfes im Werksgasthaus überbrachten Bürgermeister Jansen und Stadtdekan Kuhnert der munteren Sigrid mit den Glückwünschen von Oberbürgermeister Frau Albertz eine Geldanerkennung. Auch mehrere andere HOAG-Lehrlinge nahmen erfolgreich an dem Wettkampf teil.

◀ Der Winter wirft seine Schatten voraus — die Tage werden kürzer und kürzer. Wenn die Dämmerung niedersinkt, bietet sich im Südhafen Walsum nahezu ein romantisches Bild beschaulicher Stille. Aber die Ruhe ist nur scheinbar. Gerade jetzt ist im Hafen bei den in den letzten Wochen verstärkten Erzeinfuhren mehr denn je zu tun. Die Schiffe dürfen nicht zu lange auf Abfertigung warten, denn sonst kostet das teures Liegegeld.



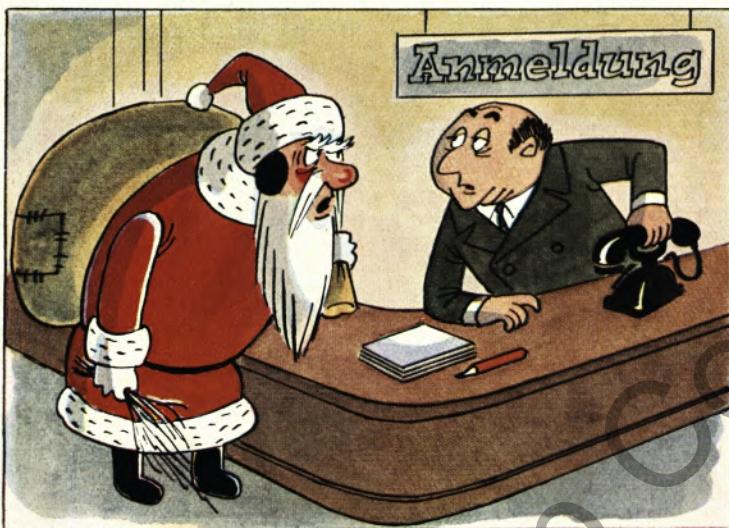
„Halt bloß die Luft an! Soll der Festtagsbraten vielleicht unrasiert auf den Tisch kommen?“



„Warum bist Du noch nicht bei Deiner Familie, he?“

Alle Jahre wieder ***

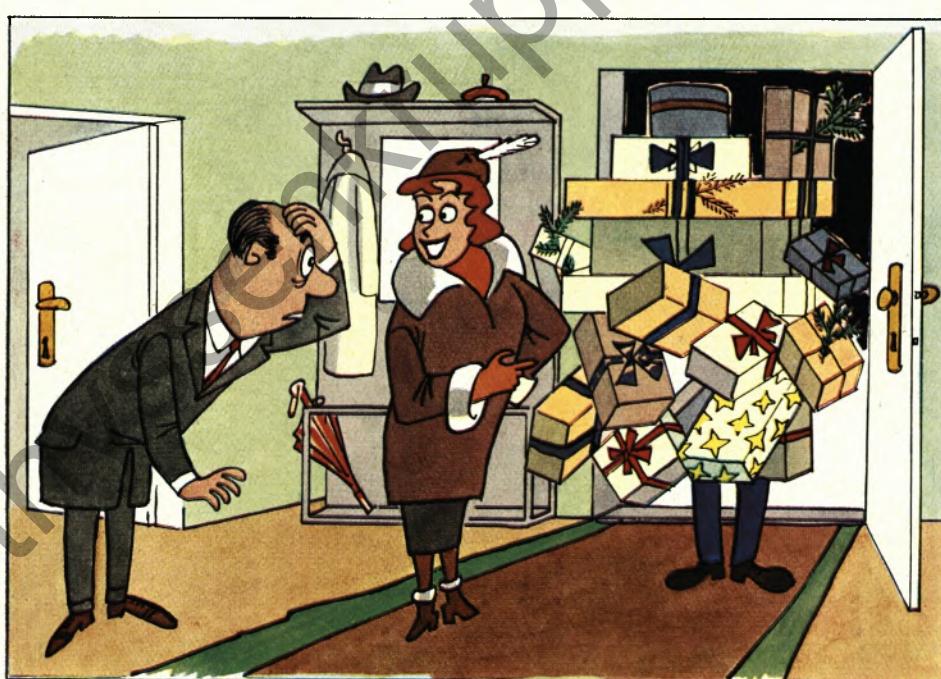
Zeichnungen KURT CERNY



„Wen Sie melden sollen, den Weihnachtsmann natürlich, Sie Weihnachtsmann!“



„Alle Jahre wieder: SOS
(Schlips - Oberhemd - Socken)“



„Alles Überraschungen für Dich, Schatz,
Du mußt nur noch schnell bezahlen.“



„So so, einen Fuchs hat er Dir geschenkt,
der ist aber zu früh geschossen worden.“

KURT
CERNY

